

Christophe Darbellay, Tony Abbott, Jacqueline Fehr, Dario Fo

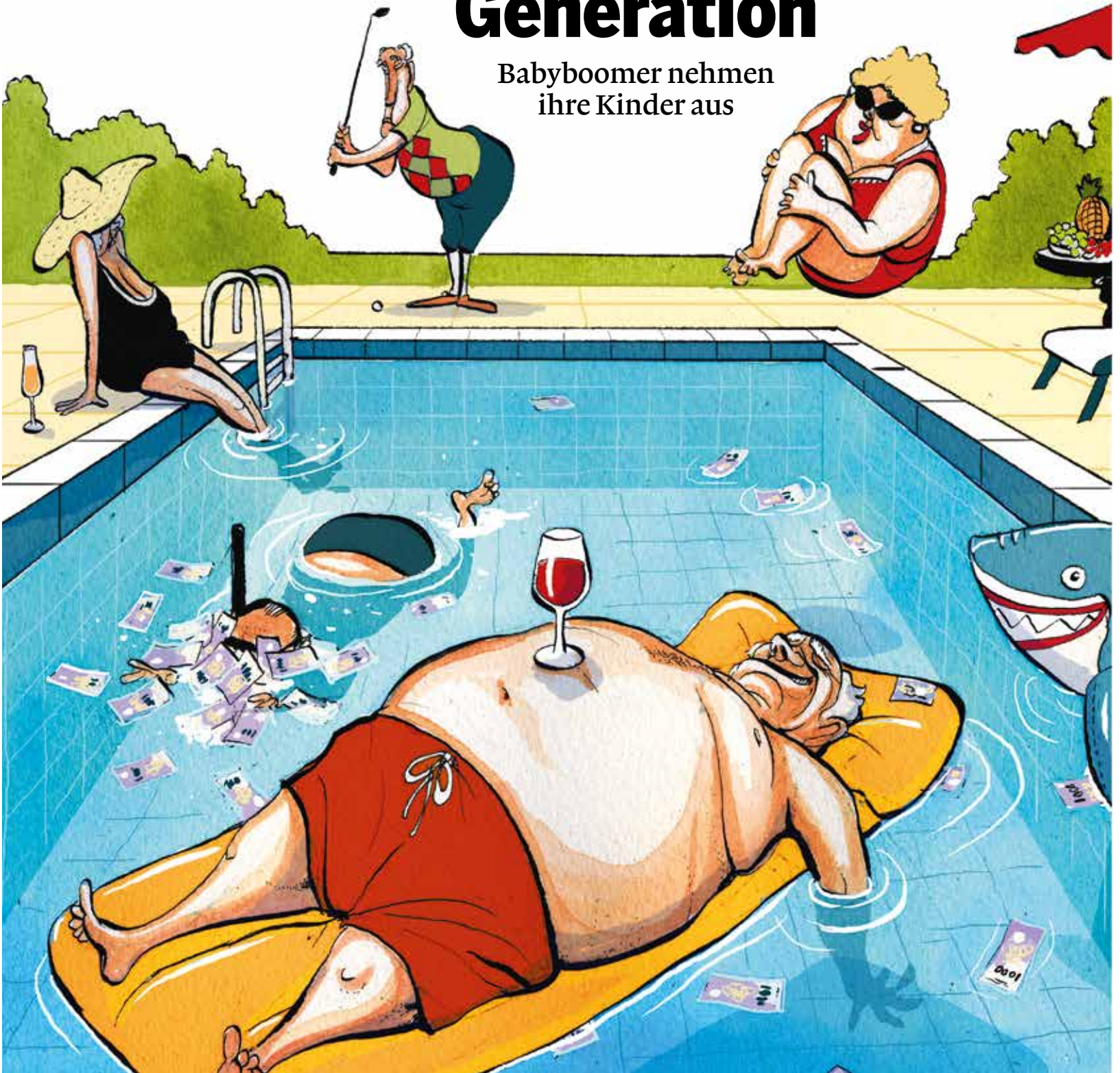
# DIE WELTWOCHEN

Nummer 38 – 22. September 2016 – 84. Jahrgang – Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

**Tagebuch  
der Menschheit**  
Was uns die Bibel über  
die Evolution erzählt

## Die unverschämte Generation

Babyboomer nehmen  
ihre Kinder aus



1706900120746117  
38

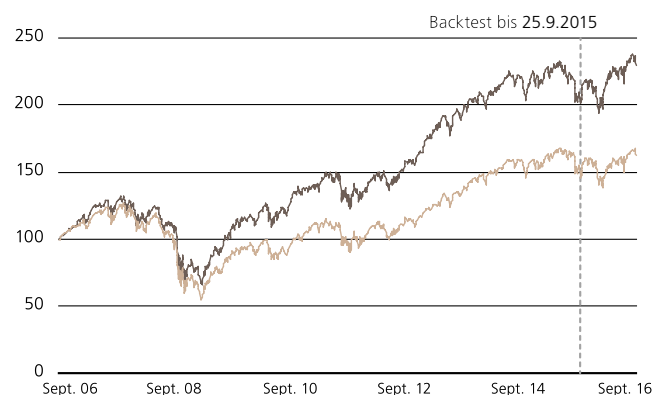
# Familienunternehmen als Erfolgsmodell

## Tracker-Zertifikate auf den **Solactive Global Family Owned Companies Index**

Mit UBS Strukturierten Produkten in CHF (SIX Symbol: FAMCHU), EUR (SIX Symbol: FAMEUU) und USD (SIX Symbol: FAMUSU) können Anleger ohne Laufzeitbegrenzung an diesem Familienunternehmen-Index partizipieren.

Weitere Informationen erhalten Sie auf [ubs.com/familienunternehmen](http://ubs.com/familienunternehmen), über 044 239 76 76\* oder via [keyinvest@ubs.com](mailto:keyinvest@ubs.com)

**Solactive Global Family Owned Companies Total Return Index vs. MSCI World Total Return Index**



— Solactive Global Family Owned Companies Total Return Index (USD)  
— MSCI World Total Return Index (USD)

Quelle: Bloomberg/UBS, Zeitraum: 15.9.2006 bis 15.9.2016.  
Vergangene Wertentwicklungen sind keine Indikation für künftige Wertentwicklungen. Nur zur Veranschaulichung.



Dieses Dokument beinhaltet Daten, welche aus dem Backtesting von Daten resultieren, und wurde von UBS in gutem Glauben und unter Anwendung standardisierter Methoden erstellt, welche für solche Berechnungen gewöhnlich zum Einsatz kommen. Diese Methodik beruht auf eigenen Modellen, empirischen Daten, Annahmen und anderen Informationen, welche wir für verlässlich und angemessen halten. Diese strukturierten Produkte stellen keine Beteiligung an einer kollektiven Kapitalanlage im Sinne von Art. 7 ff. des Schweizerischen Bundesgesetzes über die kollektiven Kapitalanlagen (KAG) dar und unterstehen somit nicht der Bewilligung der Eidgenössischen Finanzmarktaufsicht FINMA. Deshalb besteht für den Investor, der in diese Produkte investiert, kein Anlegerschutz nach dem KAG. Dieses Inserat dient ausschliesslich zu Informationszwecken und ist nicht als Angebot, persönliche Empfehlung oder Aufforderung zum Abschluss einer Transaktion auszulegen oder als Anlageberatung anzusehen. Dieses Inserat stellt keinen vereinfachten Prospekt im Sinne von Art. 5 KAG sowie kein Kotierungsinserat im Sinne des Kotierungsreglementes dar. Die massgebende Produktdokumentation kann direkt bei UBS Investment Bank im 24-h-Service unter Tel. 044 239 47 03, Fax 044 239 69 14 oder über E-Mail an [swiss-prospectus@ubs.com](mailto:swiss-prospectus@ubs.com) bezogen werden. Diese Emission unterliegt möglicherweise Verkaufsbeschränkungen u. a. für Europa, Hongkong, Singapur, die USA und US-Personen (die Emission unterliegt schweizerischem Recht). Vor dem Eingehen von strukturierten Transaktionen empfiehlt sich eine fachkundige Beratung durch Ihre Hausbank. Die Angaben in diesem Inserat erfolgen ohne Gewähr. © UBS 2016. Alle Rechte vorbehalten. \*Wir machen Sie darauf aufmerksam, dass Gespräche auf den mit \* bezeichneten Anschlüssen aufgezeichnet werden können. Bei Ihrem Anruf auf diesen Linien gehen wir davon aus, dass Sie mit dieser Geschäftspraxis einverstanden sind.

Die *Weltwoche* präsentiert diese Woche gleich zwei Nobelpreisträger. Pierre Heumann hat Schimon Peres, 93, getroffen, israelischer Staatsmann und Macher, Träumer und Realist. Kurz nach dem Interview erlitt Peres einen Schlag-



«Wir sind Kinder von Affen»: Dario Fo.

anfall und wurde in ein künstliches Koma versetzt. Beim Gespräch sprudelte er noch vor Ideen: «Optimisten und Pessimisten sterben exakt denselben Tod», sagte er, «aber sie führen ein ganz anderes Leben.» Urs Gehrig fuhr nach Cesenatico in ein Landhaus unweit der Adria. Sich durch die Küche vortastend, betrat er das Reich von Dario Fo, 90. Der rastlose Wortstreiter wider die Mächtigen zählt zu den meistgespielten Autoren der Welt. Derzeit widmet er sich der Malerei und Charles Darwin. Im farberschmierten Hemd nahm er den Gast mit auf eine Reise durch die Evolution. Bald geriet das Zwiegespräch ausser Kontrolle. Mehr und mehr Gäste, Bauern, Künstler, Bäcker gesellten sich dazu, wild parlierend, als wär's ein Stück vom Meister der Satire höchstpersönlich. **Seite 48 und 56**

Lebten die Menschen früher besser? Diese Frage führte vor vierzig Jahren dazu, dass sich Bundeshausredaktor Markus Schär für das Geschichtsstudium entschied. Er lernte, was Autor Charles Lewinsky, 70, sagt: «Wer nach dem Zweiten Weltkrieg in der Schweiz geboren wurde, hat den Lottosechser gezogen.» Schär, 60, hält sich daran und ärgert sich über Gleichaltrige, die ihr Glück nicht würdigen und ihre unverdienten Privilegien jetzt sogar gegen ihre eigenen Kinder verteidigen. **Seite 20**

Ein Besuch bei der Bürgermeisterin von Shkodra, ein Gespräch mit der Ministerin für wirtschaftliche Entwicklung, zum Kaffee beim Vizebürgermeister von Tirana: Die politischen Repräsentanten in Albanien sind wohlthuend unkompliziert. Das war nicht die einzige überraschende Begebenheit, die unser Autor Peter Keller mit seinen Nationalratskollegen Heinz Brand und Yves Nidegger erlebte. Pinien am Strassenstrand, vergessene Sandstrände, der leicht verlotterte Charme der Städte und Dörfer: Albanien hat süditalienisches Flair, wirkt nur etwas unorganisierter – ein Land, das sich auch historisch zu entdecken lohnt. **Seite 52**

Vor knapp vier Jahren besuchten Roger Köppel und Rico Bandle den weltbekannten Künstler und Oscar-Preisträger H.R.Giger in seinem Haus in Zürich Oerlikon. Was sie dort vorfanden, hat sie dermassen erschüttert, dass sie aus Respekt vor dem genialen Maler kein Wort darüber schrieben. Giger, der jeweils bis in den Nachmittag hinein schlief, empfing die Gäste in Unterhosen und zerknittertem Hemd, machte einen wirren, verwahrlosten Eindruck. Nun ist Bandle in das fantastisch-chaotische Haus zurückgekehrt – und alles sieht noch genauso aus wie damals. Carmen Giger, die Witwe des Künstlers, kümmert sich hingebungsvoll um das künstlerische Erbe. In einem langen Gespräch erzählte sie Bandle von ihren zwanzig Jahren an der Seite des Meisters der Finsternis. **Seite 60**

Wenn es ein Buch gibt, das Einblicke in die Natur des Menschen gewährt, dann ist es die Bibel. Der Direktor des Anthropologischen Instituts der Universität Zürich, Carel van Schaik, und der Wissenschaftsjournalist Kai Michel machten sich ans Werk, das Buch der Bücher aus einer evolutionären Perspektive zu lesen. **Seite 62**

*Ihre Weltwoche*

SCHLAFLOS?  
ÜBERMÜDET?  
GEREIZT?

Zeit für eine Auszeit.

Bei uns finden Sie das ideale Umfeld  
und ein umfassendes medizinisches  
Angebot dafür.

SEEKLINIKBRUNNEN

Seeklinik Brunnen AG  
Gersauerstrasse 8 | 6440 Brunnen  
T 041 825 48 48 | www.seeklinik-brunnen.ch

## Impressum

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich  
Die Weltwoche erscheint donnerstags  
**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch  
**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch  
**Internet:** www.weltwoche.ch  
**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch  
Jahresabonnement Inland Fr. 310.– (inkl. MwSt.)  
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– ww(inkl. MwSt.)  
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)  
**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel  
**Chefredaktion:** Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi  
**Produktionschef:** Lukas Egli

**Redaktion:**  
Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Wolfgang Koydl, Hubert Mooser, Alex Reichmuth, Markus Schär, Claudia Schumacher, Florian Schwab

**Redaktionelle Mitarbeiter:**  
Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Peter Holenstein, Mark van Huisseling  
Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Christoph Landolt, Christoph Mörgeli, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Kurt Pelda, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin, David Schnapp, Hildegard Schwaninger, Sacha Verna (*New York*), Max Wey, Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann  
**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring  
**Bildredaktion:** Nathan Beck (*Leitung*), Martin Kappler, Florian Brunner (*Assistent*)  
**Layout:** Daniel Eggspühler (*Leitung*), Silvia Ramsay  
**Korrektorat:** Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Rita Kempter, Sandra Noser, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky  
**Sekretariat:** Sabine Mähner (*Leitung*), Inga-Maj Hojajj-Huber

**Verlagsgeschäftsführer:** Guido Bertuzzi  
**Anzeigenverkauf:** Sandro Gianini (*Leitung*), Gabriel Lotti, Brita Vassalli  
**Anzeigeninnendienst:** Samuel Hofmann (*Leitung*)  
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07  
E-Mail: anzeigendienst@weltwoche.ch  
**Digital-Marketing:** Bich-Tien Köppel (*Leitung*)  
**Online-Vermarktung:** Adextra  
**Tarife und Buchungen:** info@adextra.ch  
**Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.  
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

90 YEARS CELEBRATION

# FEIERN SIE MIT UND SICHERN SIE DEN EXKLUSIVEN CELEBRATION



CELEBRATION BONUS  
CHF 20'090.-



CELEBRATION BONUS  
CHF 3'090.-



CELEBRATION BONUS  
CHF 8'090.-

Am 26. Oktober 1926 begegneten sich Emil Frey und William Lyons an der Motorradausstellung in London. Eine angeregte Unterhaltung mündete am letzten Ausstellungstag in einem Handschlagvertrag. Emil Frey wurde der weltweit erste Export-Handelspartner von William Lyons, dem Gründer von JAGUAR. Diese erfolgreiche und einzigartige Partnerschaft, die vor 90 Jahren begann, dauert bis heute an und soll gefeiert werden.

Profitieren Sie jetzt von einem sensationellen 90 Years Celebration Bonus. Bei einem Vertragsabschluss vom 8. September 2016 bis und mit 31. März 2017 für einen JAGUAR-Neuwagen profitieren Sie von kostenlosen Ausstattungsoptionen (inklusive Winterrädern) im Wert von CHF 3'090.- bis CHF 20'090.-, je nach Modellreihe.

Besuchen Sie Ihren JAGUAR-Fachmann für eine Probefahrt in Ihrem Wunsch-JAGUAR und fragen Sie nach dem Celebration Bonus.

[jaguar.ch](http://jaguar.ch)

**THE ART OF PERFORMANCE**

Celebration Bonus: Frei wählbare kostenlose Zusatzausstattung bei Neukauf im Wert von CHF 20'090.- für XJ, CHF 3'090.- für F-PACE, CHF 8'090.- für XF, CHF 7'090.- für XE, CHF 12'090.- für F-TYPE (Sondermodell F-TYPE P340 ist von diesem Angebot ausgeschlossen). Gültig für Vertragsabschlüsse und Immatrikulationen vom 8.9.2016 bis 31.3.2017 in der Schweiz.

# SICH BONUS.



CELEBRATION BONUS  
CHF 7'090.-

CELEBRATION BONUS  
CHF 12'090.-

  **90 YEARS**    
CELEBRATION JAGUAR

**4x4 FÜR ALLE  
MODELLREIHEN  
ERHÄLTICH**

Jeder JAGUAR steht für Stil, Innovation und Performance. Diese wird besonders durch den intelligenten Allradantrieb noch intensiver spürbar. Darum sind erstmals in der ruhmreichen Geschichte von JAGUAR sämtliche Modellreihen auch als 4x4 erhältlich.

# WELCOME TO OUR WORLD



AVENGER BANDIT

Im Zentrum der extremsten Missionen stehen aussergewöhnliche Männer, die täglich Spitzenleistungen erbringen und für ihre Sicherheit nur den leistungsstärksten Instrumenten vertrauen. Im Zentrum der extremsten Missionen steht auch die Avenger von Breitling. Alle Avenger-Modelle stehen für Kraft, Präzision und Funktionalität. Sie sind ultrarobust und von 100 bis 3000 Meter wasserdicht. Die Automatikwerke dieser authentischen «Instruments for Professionals» sind von der COSC als einziger auf einer internationalen Norm basierenden Referenz für Zuverlässigkeit und Präzision Chronometer-zertifiziert. Willkommen in der Welt der Extreme. Willkommen in der Welt von Breitling.

**Galli**

GALLI HAT ZEIT – SEIT 125 JAHREN

Am Bellevue, Zürich



INSTRUMENTS FOR PROFESSIONALS™

## «Let's do it»

Der Bundespräsident verpasst eine Chance, dabei hätte die Schweiz leichtes Spiel.

Von Roger Köppel

Der feuchtfröhliche Churchill-Abend an der Uni Zürich endete in fragwürdiger Heiterkeit. EU-Kommissions-Präsident Jean-Claude Juncker und Bundespräsident Johann Schneider-Ammann harmonierten wie ein altes Ehepaar. Man tauschte Freundlichkeiten und ein paar routinierte Neckereien aus. Der eigentliche Anlass des Zusammentreffens, Churchills berühmte Zürcher Rede über die «Vereinigten Staaten von Europa», blieb im Hintergrund.

Der Bundespräsident vermied es in seiner Ansprache, die schweizerische Unabhängigkeit hervorzuheben oder das Wort Volksentscheid überhaupt erst in den Mund zu nehmen. Er blieb sicherheitshalber im verbalen Schonraum unverbindlicher Allgemeinaussagen über «Innovationen», industrielle Herausforderungen und «eilvernehmliche Lösungen». Es war eine bemerkenswert unpolitische Rede, die dem figulanten Juncker zu keinem Zeitpunkt weh tat.

Sie machte allerdings deutlich, wie sehr die offizielle Schweiz noch immer vor der EU kuscht. Der Bundespräsident bekniete seinen Gast, er möge doch bitte, bitte dafür sorgen, dass die Schweiz wieder voll an die europäischen Forschungstöpfe von «Horizon 2020» angeschlossen werde. Das ohnehin überschätzte Programm ist seit dem Brexit wertlos. Die besten Universitäten Europas stehen in der Schweiz und in Grossbritannien – ausserhalb der EU. Jede europäische Universität, die etwas auf sich hält, will mit den Schweizer ETH oder mit Oxford und Cambridge zusammenspannen. Es gibt keinen Grund, aus Panik die eigene Staatsform abzuschaffen.

Trotzdem ist Schneider-Ammann bereit, für «Horizon 2020» die Bundesverfassung ausser Kraft zu setzen. Unter dem Applaus der Anwesenden kündigte er an – «let's do it» –, die Ausdehnung der Personenfreizügigkeit auf Kroatien zu ratifizieren. Das ist nicht nur verfassungswidrig, sondern verstösst auch gegen ausdrückliche Versprechungen des Bundesrates vor den Sommerferien. Der freisinnige Bundespräsident ist bereit, die direkte Demokratie zu opfern, um an europäische Forschungssubventionen zu gelangen, die seinem liberalen Credo widersprechen müssten.

Aber dahinter steckt ein grundsätzliches Malaise: Wer ist eigentlich noch für die Demokratie und für Volksentscheide in der Schweiz? Behörden, Richter und Politiker entfernen



«Vielfalt und Freiheit Europas.»

sich – siehe Masseneinwanderungsinitiative – von den Grundpfeilern unseres Staats. Der Volkswille wird zur formbaren Manövriere- und Deutungsmasse. Es bringt nichts, wenn die Leute zur Urne gehen, solange die Politiker, die dafür bezahlt werden, sich weigern, die Volksentscheide umzusetzen. Der Souverän wird ausgeschaltet. Die Institutionen, die den Volkswillen verwirklichen sollen, greifen selber nach der Macht.

Die Bilanz der Churchill-Feier ist trostlos, aber erhellend: Es gibt keine Bundesräte mehr, die im Direktkontakt mit der EU öffentlich das Anderssein der Schweiz vertreten. Man duckt sich und pflegt die keimfreie Rhetorik unterwürfiger Worthülsen. Juncker war harmlos,

selbstironisch und einigermaßen zuvorkommend in Zürich. Trotzdem nahm er sich die Freiheit heraus, seine Gastgeber zu ermahnen, man müsse die Regeln Brüssels befolgen und dürfe keine Rosinen picken. Vom Bundespräsidenten kam nicht der Hauch von Widerstand.

Dabei hätten die Berner Kollegen leichtes Spiel. Die Schweiz ist ein grossartiges Land. Sie hat eine einzigartige demokratische Staatsform, die bewundert wird. Sie ist ein potenter Kunde der EU und ein faszinierendes Produkt der politischen Evolutionsgeschichte. Schneider-Ammann hätte Juncker sagen müssen, dass er den Ärger der EU verstehe, aber in der Schweiz bestimme nun einmal das Volk, und selbst Bundespräsidenten müssten sich an den Rechtsstaat und an Volksentscheide halten. Höflich hätte er den Chefkommissar darauf aufmerksam machen können, dass es nicht die Schweiz, sondern die EU ist, die Verhandlungen über die Personenfreizügigkeit verweigert, obschon das betreffende bilaterale Abkommen – die Paragraphen 14 und 18 – die EU verpflichtet, in Verhandlungen einzusteigen. Die Missachtung eigener Verträge zum Schaden des Vertragspartners ist ein unfreundlicher Akt, auf den man nicht überfreundlich reagieren sollte.

Für die EU war der Churchill-Abend eine schöne Bühne, für die Schweiz eine verpasste Chance. Gute Reden sind immer ein Risiko, weil sie Positionen markieren und Botschaften verbreiten. Es geht nicht darum, sich vor den andern aufzuplustern. Aber es wäre Schneider-Ammanns Aufgabe gewesen, an diesem symbolträchtigen Ort, wo Churchill die Vielfalt und Freiheit Europas predigte, den schweizerischen Standpunkt so freundlich wie verbindlich darzustellen.

Die wichtigste Botschaft lautet: Die Schweiz ist unabhängig. Sie will und wird der EU nicht beitreten. Sie wird sich auch nicht an die EU anbinden lassen. Die Schweiz setzt alles daran, mit der EU gut zusammenzuarbeiten, aber wie jeder unabhängige Staat hat sie ein Recht darauf, selber zu kontrollieren, selber zu bestimmen, wer ihr Land betreten darf. Wenn die EU diese Unabhängigkeit nicht respektiert, ist die Schweiz bereit, die Konsequenzen zu ertragen.

Das Drehbuch am letzten Montag an der Uni Zürich lief anders. Der Bundespräsident stellte die Schweiz als Land dar, das sich aufgibt für ein bisschen Wohlwollen aus der Europäischen Union. Ein Dutzend Mal dankte er Juncker für dessen Kommen, für dessen Verständnis, für dessen Worte, für dessen Bereitschaft, in Zürich aufzutreten. Es schmerzte, all die nickenden, hochdekorierten Akademiker zu sehen, die tatsächlich zu glauben scheinen, dass die Qualität ihrer stolzen Hochschulen einzig und allein von europäischen Subventionen und dem Prestige der EU abhängt.

Die Selbsterniedrigung ist unnötig. Die Schweiz ist gut – und viel mehr als eine Summe europäischer Gefälligkeiten.

Gelenkprobleme soll man nicht auf die leichte Schulter nehmen.

Gelenk- und Sportchirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. [pyramide.ch](http://pyramide.ch)

Spitze für Sie.

PYRAMIDE  
KLINIK AM SEE



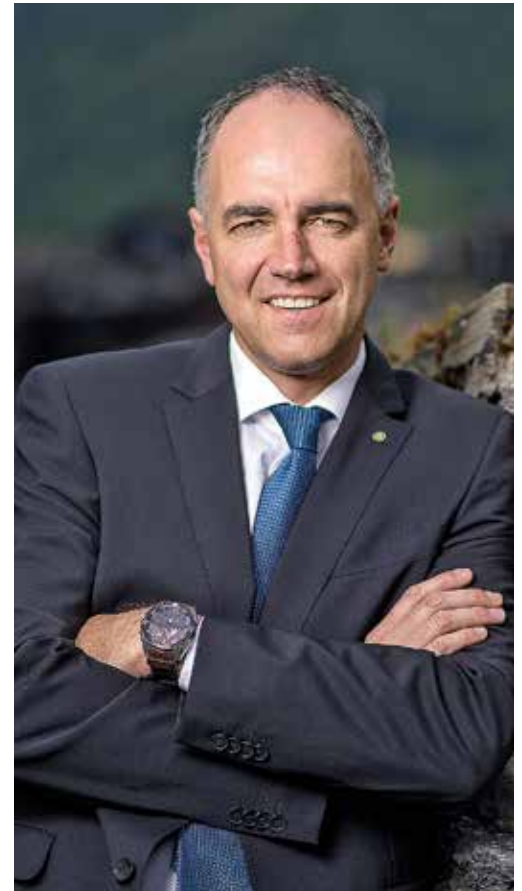
«120 Liter, bitte»: Hans-Ulrich Lehmann. Seite 42



Gottes Wege sind nicht unergründlich : Seite 62



Mediterraner Charme: Saranda, Albanien. Seite 52



Schwierige Wahl: Christophe Darbellay. Seite 32

## Kommentare & Analysen

- 7 **Editorial**
- 13 **Kommentar** Versteckte Agenda
- 13 **Im Auge** Franz Beckenbauer
- 14 **Abstimmungen** Vertrauen
- 14 **Nahost** Feuer frei in Syrien
- 15 **Sicherheit** Dirigent einer Tinguely-Armee
- 15 **Wohnen** Wir Voyeure
- 16 **«Stoppen Sie diese verdammten Boote»**  
Der australische Ex-Premier Tony Abbott zur EU-Krise
- 18 **Personenkontrolle** Schmid, Schneider-Ammann, Schawinski, Fluri, Kull, Mennen, Leuthard, Schwarz etc.
- 19 **Nachruf** Edward Franklin Albee
- 20 **Die unverschämte Generation**  
Die Babyboomer verteidigen ihre Privilegien
- 24 **Aus Erfahrung klug**  
Anita Fetz über das Schüren des Generationenkonflikts
- 26 **Die Deutschen** Sicheres Gefühl
- 26 **Wirtschaft** Tatenlose Macher
- 27 **Ausland** Neuer Terror, alte Fragen
- 28 **Mörgeli** Kurt Fluris Demokratie light
- 28 **Bodenmann** Deutsche Bahn und Post kapitulieren
- 29 **Medien** Die Relevanz der Langeweile
- 29 **Gesellschaft** Deal-breakers
- 30 **Darf man das?** / Leserbriefe

## Hintergrund

- 32 **Unbefleckte Empfängnis**  
CVP-Politiker Christophe Darbellay vor den Walliser Wahlen
- 34 **Teure Gegengeschäfte**  
Die Kosten der offenen Grenzen
- 36 **Bundesverwaltung** Königin des Stellenausbaus
- 37 **Demokratie** Ein wenig schweizerischer
- 38 **Not am Mann**  
Die Schweizer Armee steckt in Personalnöten
- 40 **Der doppelte Bericht**  
Der Stil von SP-Regierungsrätin Jacqueline Fehr
- 41 **Asylpolitik** In Schönheit untergehen
- 42 **Punktlandung des Chefstrategen**  
Helikopterrundflug mit Hans-Ulrich Lehmann
- 44 **Politik** Massenbürokratie dank SVP
- 45 **AHV** Olivier Fellers Privatfehde
- 46 **Der YB-Ausverkauf**  
Die Brüder Rihs wollten mit YB die Super League erobern
- 48 **Malstunde bei Meister Fo**  
Besuch beim Nobelpreisträger und Meister der Groteske
- 52 **Die Braut ist willig**  
Albanien, historischer Sonderfall à la Balkan
- 55 **Islamismus** IS-Sympathisantin im Biergarten
- 56 **Der realistische Visionär**  
Schimon Peres hat Israel geprägt





# Aeroflot Business Class

Bietet den höchsten Grad an Komfort und individuellem Service auf allen Etappen Ihrer Reise

GENIEßEN SIE NUR DAS BESTE VON OSTEUROPAS FÜHRENDE R AIRLINE\*



Freigepäckmenge – 2 aufgegebene Gepäckstücke mit jeweils bis zu 32 kg Gewicht\*\*



Modernes Unterhaltungssystem an Bord\*\*\*\*



96.5 – 190.5 cm Sitzabstand\*\*\*



Mahlzeiten und Getränke werden in Glas- und Porzellangeschirr sowie mit Metallbesteck serviert



**DIE BESTE AIRLINE OSTEUROPAS**  
16 15 14 13 11

[www.aeroflot.com](http://www.aeroflot.com)

\* Laut 2016 SkyTrax Award; \*\* Freigepäckmenge je nach Flugstrecke; \*\*\* Je nach Flugzeugtyp; \*\*\*\* Verfügbarkeit der Unterhaltung an Bord je nach Flugstrecke und Flugzeugtyp. Erkundigen Sie sich bei Ihrem Flugbegleiter/Ihrer Flugbegleiterin über die Verfügbarkeit.



*Getrieben von Alpträumen:* Oscar-Preisträger H. R. Giger (1949–2014). Seite 60

## Kunst

### 60 Im Geisterhaus zu Oerlikon

Vor zwei Jahren verstarb der Schweizer Jahrhundertkünstler H. R. Giger. Witwe Carmen Giger erzählt von ihrer Zeit an der Seite des Genies der Finsternis

## Stil & Kultur

### 58 Ikone der Woche Donald Trump bei Jimmy Fallon

### 62 Als das Leben schwierig wurde

Warum die Bibel ein Tagebuch der Menschheit ist

### 66 Churchill würde weinen

EU-Kommissions-Präsident Juncker schmückte sich mit fremden Federn

### 68 Top 10

### 68 Kino «The Magnificent Seven»

### 69 Jazz Albin Brun & Patricia Draeger

### 70 Namen Glücklich in Oklahoma

### 71 Hochzeit Maristella Amato und Rino Beretta

### 71 Thiel Bierernst

### 72 Wein Mosnel Franciacorta Parosé 2010

### 72 Zu Tisch Rico's in Küsnacht

### 73 Auto Ferrari 488 GTB

### 74 MvH trifft Bertrand Piccard, Forscher

## Autoren in dieser Ausgabe

### Pierre Maudet



Der FDP-Politiker ist Sicherheits- und Volkswirtschafts- direktor des Kantons Genf. Er sagt, warum Kontingente und Höchstzahlen seiner

Meinung nach die Flexibilität und Öffnung des Schweizer Arbeitsmarktes gefährden. Seite 44

### Kai Michel



Der freie Journalist war bis 2010 Wissenschaftsredaktor bei der *Weltwoche*. In diesen Tagen erscheint sein Buch «Das Tagebuch der

Menschheit», das er zusammen mit dem renommierten Zoologen und Anthropologen Carel van Schaik geschrieben hat. Die Autoren erklären, warum die Heilige Schrift nicht als Wort Gottes, sondern als Tagebuch der Menschheit zu verstehen ist. Seite 62



## MEHRWERT FÜR IHR GELD

Aktuelle Anlagetrends und Investmentideen finden Sie in dieser Ausgabe der *Weltwoche*.



FALCON PRIVATE BANK

SWISS PRIVATE BANKING



# Your Access to Emerging Markets Opportunities

Zurich | London | Abu Dhabi | Dubai | Singapore

[www.falconprivatebank.com](http://www.falconprivatebank.com)

This advertisement is not directed at US-persons and must not be distributed into the USA and should not be relied or acted upon by, any other person located or resident in a jurisdiction where the offering or advertising of the services described herein would be contrary to applicable laws or regulations.

# Messe für Bauen Wohnen und Garten



**Bauen**  **Wohnen**

**29.9. – 2.10.16 Messe Luzern**

**Do-So 10-18 Uhr [www.bauen-wohnen.ch](http://www.bauen-wohnen.ch)**

## Versteckte Agenda

Von Hubert Mooser — Bundespräsident Johann Schneider-Ammann eilte ohne Grund zum Treffen mit EU-Chefkommissar Jean-Claude Juncker. Es gibt nichts, worüber die Schweiz verhandeln muss.



Wie bestellt: Juncker (l.), Schneider-Ammann.

Was war das jetzt genau, was sich am letzten Montag in Zürich vor den Augen der ganzen Welt abspielte? EU-Chefkommissar Jean-Claude Juncker hielt an der Universität in Zürich eine Rede zum Jahrestag der Europa-Rede von Winston Churchill 1946. Und der Schweizer Bundespräsident eilte nach Zürich und rapportierte dem EU-Chef dienstefrig, die Schweiz werde den neuen Verfassungsartikel umsetzen – in flagranter Verletzung der Bundesverfassung, aber in Einklang mit dem Personenfreizügigkeitsabkommen. Als wäre das noch nicht genug, lässt sich Schneider-Ammann vor versammelter Presse auch noch abkanzeln. Es gebe zu der von der Fachkommission des Nationalrates vorgeschlagenen Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative (MEI) offene Fragen, monierte Juncker. Das kommt dabei heraus, wenn man sich wie der Bundesrat von der EU jahrelang das Tempo und die Politik diktieren lässt.

### Die Schweiz könnte sich zurücklehnen

Nein, es gibt aus Schweizer Sicht keine offenen Fragen. Spätestens seit die Staatspolitische Kommission des Nationalrates Anfang September handstreichartig und unter Führung freisinniger EU-Turbos die Umsetzung der MEI sabotiert und eine Lösung vorgeschlagen hat, die nur im Einklang mit der Personenfreizügig-

keit umgesetzt werden soll, gibt es mit Brüssel nichts mehr zu verhandeln. Und damit ist auch der Link zwischen MEI und institutionellem Rahmenabkommen vom Tisch, auf den die EU pochte, wie der Bundesrat verschiedentlich durchsickern liess. Ohne Zugeständnisse der Schweiz beim Rahmenabkommen keine Zugeständnisse der EU bei der Umsetzung der MEI und umgekehrt, so lautete die Ansage der EU im Verhandlungspoker.

Der Bundesrat könnte sich zurücklehnen, die parlamentarischen Beratungen zur MEI über die Bühne bringen und Chefunterhändler Jacques de Watteville mangels Verhandlungsgegenstand in den Ruhestand entlassen. Aber die Landesregierung tut genau das Gegenteil. Eigentlich lässt der würdelose Auftritt Schneider-Ammanns nur einen Schluss zu: Die Landesregierung operiert mit einer versteckten Agenda. Nach aussen lässt man durchblicken, der Druck, ein Rahmenabkommen zu schliessen, sei mit der Lösung der Staatspolitischen Kommission zur Umsetzung der MEI weg. Ingeheim arbeitet man aber weiter am umstrittenen Plan, die Schweiz institutionell näher an die EU heranzuführen. Was das bedeutet, ist hinlänglich bekannt: die Übernahme von EU-Recht – und der EU-Gerichtshof als verbindliche abschliessende Schlichtungsinstanz, sollte es bei der Umsetzung des EU-Rechts zu Streitigkeiten kommen.

### Lobbying für ein Rahmenabkommen

Kaum jemand in der Schweiz will ein Rahmenabkommen, mit Ausnahme von Aussenminister Didier Burkhalter. Dem Vernehmen nach lobbiiert er weiterhin inner- und ausserhalb des Bundesrats für das umstrittene Abkommen. Burkhalter weiss, dass er diesen von ihm mit viel Herzblut vorangetriebenen Vertrag in der Schweiz nur durchbringt, wenn er mit einem anderen für das Land wichtigen EU-Dossier verknüpft wird. Schneider-Ammanns Treffen mit Juncker habe nur den einen Zweck gehabt – sagen dem Bundesrat nahestehende Beobachter –, bei Juncker die Bestätigung einzuholen, dass die EU an einer Verknüpfung von MEI und Rahmenabkommen festhalte. Und Juncker lieferte, wie bestellt, an der gemeinsamen Pressekonferenz mit dem Schweizer Bundespräsidenten diese Bestätigung prompt. Inzwischen weiss man, wie die Schweiz mit der EU verhandelt: Sie liefert der EU die Argumente, die diese dann geschickt gegen die Schweiz wendet. Das läuft auch dieses Mal so.

## Kaiser Schlaw



Franz Beckenbauer, Fussball lebenslänglich.

Von bleibendem Sammelwert ist sicher sein von Andy Warhol gestricheltes Porträt als Briefmarke der Deutschen Post. Als Nationalhelden-Darsteller taugt er nicht mehr, der «Scheinheilige» (*Zeit*), eher ist er jetzt wieder der «Firlefranz» (*Spiegel*). Deutschland entledigt sich unter Phantomschmerzen seines Idols. Dabei ist beinahe vergessen gegangen, was Franz Beckenbauer, 71, von *Bild* einst zum «Kaiser Franz» ausgerufen, eigentlich immer war: ein Fussballer. Und die Kardinaltugend des Mannes am Ball ist die Schlauheit. Das Urvertrauen, gerissener zu sein als die Gegner und Feinde, zu denen auch der Schiedsrichter und letztlich der Richter gehört. Dribbeln, fintieren, einschüchtern. Nie ein Foul zugeben, den Unschuldigen spielen, simulieren. Genie und Illusion lagen nie so nahe beieinander wie bei Diego Maradonas Schwindelgoal mit der «Hand Gottes» und dem «Tor des Jahrhunderts». Uli Hoeness, der Bayern-Boss und Beckenbauers Freund und Mitspieler, brauchte den Ersatz-Adrenalinkeitzel des Sekunden-Tradings und landete als Steuerbetrüger im Gefängnis. Schlauheit ist ohne Moral. Manchmal ist sie Überlebensinstinkt, wie an der WM 1974, als der Leitwolf Beckenbauer den zaudernden Bundestrainer Helmut Schön entmachtete – und Deutschland siegte. Der Putschist wurde selber Teamchef und 1990 Weltmeister. Er holte als Chefdiplomat mit dem Kanzler und Hobbyfussballer Schröder an seiner Seite die WM 2006 ins eigene Land; beide missionieren inzwischen für Gazprom. Schon der blutjunge Franz lernte, Knorr-Suppe löffelnd, den Nutzen der Werbung schätzen. Mittlerweile wird zur Gewissheit, dass das schöne «Sommermärchen» gekauft war, auch über Beckenbauers Konten, und der Kaiser privat kräftig mitverdient hat. Ein Monarch im Exil ist er schon längst, steuersparend in Kitzbühel und Salzburg. Dass er jemals ins Gefängnis muss, ist unwahrscheinlich. Derzeit erholt er sich von einer Herzoperation, und es wird wieder der Tag kommen, da fragt er sich wie der Werbe-Kaiser: «Ja, is' denn heut' scho' Weihnachten?»

Peter Hartmann

## Vertrauen

Von Beat Gygi —  
Die Vorteile eines eigenen  
Nachrichtendienstes.

Am Wochenende kommt mit der Abstimmung über das neue Nachrichtendienstgesetz eine Frage auf die Stimmbürger zu, die auf den ersten Blick ein Abwägen von Sicherheit und Freiheit erfordert. Soll der Nachrichtendienst des Bundes erweiterte und neue Befugnisse erhalten, Informationen zu beschaffen und auszuwerten und mit Privaten, anderen Behörden und ausländischen Instanzen zusammenzuarbeiten? Die Parlamentsmehrheit, die das Gesetz verabschiedet hat, und der Bundesrat sprechen sich dafür aus. Angesichts der Terrorgefahren und anderer möglicher Entwicklungen in internationalen Beziehungen seien die Kompetenzen der Behörde auszubauen.

Das Instrumentarium und die Arbeitsweise des Nachrichtendienstes sollen den heutigen technischen Möglichkeiten und der Bedrohungslage, wie sie Politiker und Fachleute mehrheitlich einschätzen, angepasst werden. Dazu gehören etwa die allfällige Überwachung von E-Mails, Internetverkehr und verschlüsselter Kommunikation oder der Einblick in Glasfaserleitungen. Kritiker halten die Spielräume, die man dem Nachrichtendienst gewähren will, für zu gross. Dies könne rasch zu einer Bepitzelung der Bürger und Datensammlungen auf Vorrat führen. Rasch kommt dann auch der Hinweis auf die Fichen-Affäre vor einem Vierteljahrhundert oder auf umfangreiche Datensammlungen amerikanischer Behörden.

### Freiheit vs. Sicherheit

Wer vom Zielkonflikt zwischen Freiheit und Sicherheit spricht, hat meist Folgendes vor Augen: Auf der einen Seite steht die persönliche Freiheit von Überwachung durch andere, auf der anderen Seite die Sicherheit, die man von einem Staat erwartet, der bestimmte Bedrohungen erkennen und abwenden soll. Kritiker des Gesetzes sind der Meinung, dass man sich für die Freiheit entscheidet, wenn man mit Nein stimmt. Das hiesse aber, dass man lediglich frei ist von einer allfälligen Überwachung durch den eigenen Nachrichtendienst. Die Ausspähung durch ausländische Dienste oder Private bliebe als Bedrohung bestehen. Aus dieser Sicht stellt sich ein Schweizer Bürger besser, wenn er ja sagt zu einem eigenen Nachrichtendienst. So wird eine gewisse Gegenwehr nach aussen möglich, und nur bei einer eigenen Behörde kann man Bewilligungsverfahren und Kontrollen durch Gericht, Bundesräte und Politik so einrichten, dass man der Sache traut.

## Feuer frei in Syrien

Von Kurt Pelda — Nach einer kurzen Waffenruhe fallen wieder Bomben auf Aleppo. Das russisch-amerikanische Abkommen war nur ein fehlgeschlagener Versuch der USA, das Gesicht zu wahren.

Man brauchte kein Prophet zu sein, um den Zusammenbruch der von Washington und Russland ausgehandelten Waffenruhe in Syrien vorauszusagen. Nach rund einer Woche, in der die Waffen zumindest in Teilen des Landes geschwiegen haben, geht es nun wieder so richtig los: Die syrische und die russische Luftwaffe fliegen erneut Angriffe auf den von Regierungstruppen eingeschlossenen Ostteil der Metropole Aleppo, wo schätzungsweise 200 000 Menschen von jedem Nachschub abgeschnitten sind.

Die meisten von ihnen sind Zivilisten, zu arm, um sich die Flucht nach Europa leisten zu können, oder zu unwillig, ihrer Heimatstadt den Rücken zu kehren. Es sieht ganz nach einem Hungerwinter für Ost-Aleppo aus, während im von der Regierung kontrollierten, weitaus weniger zerstörten Westteil das Leben einigermassen normal weitergeht.

### Letzte Chance

US-Aussenminister Kerry hatte die Waffenruhe und das Abkommen mit Russland als eine letzte Chance für Syrien bezeichnet. Hätte Präsident Assad – wie von Moskau versprochen – humanitäre Hilfskonvois nach Aleppo fahren lassen, dann hätte es etwas amerikanisches Zuckerbrot gegeben: Die USA hätten ihre Luftangriffe auf die syrische Filiale von al-Qaida mit Russland koordiniert. Doch nun bombt jeder auf eigene Faust weiter. Bei einem US-Luftangriff auf die Terrorgruppe Islamischer Staat (IS), der Teile der ostsyrischen Stadt Deir al-Zor belagert, wurden – angeblich versehentlich – Stellungen von Assads Armee getroffen. Die Retourkutsche des Regimes war es dann, einen Hilfskonvoi der Uno und des syrischen Roten Halbmonds zu bombardieren, der vergeblich vor den Toren Aleppos auf Assads Erlaubnis zur Weiterfahrt gewartet hatte. Rebellen und Zivilisten mit Belagerungen auszuhungern, sie mit Bomben und Chlorgas auszurotten, ist nach wie vor die Schlüsselstrategie des Regimes.

Kerry wollte mit dem Abkommen kurz vor Obamas Abtritt von der politischen Bühne das Gesicht der demokratischen Regierung in Washington wahren. Das Gegenteil ist eingetroffen. Kerry hat bloss gezeigt, wie leicht er sich von Moskau und Assad vorführen lässt, wie impotent die USA geworden sind. Für Aleppo bedeutet das eine vielleicht Jahre dauernde Belagerung mit Abertausenden Toten, eine von Menschen gemachte humanitäre

Katastrophe unbekanntem Ausmasses. Ob eine neue US-Präsidentin daran etwas ändern will und kann, wird sich zeigen.

### Was macht die Türkei?

Eine Unbekannte in der Gleichung ist das geheim gehaltene Abkommen zwischen Moskau und Ankara, das den türkischen Einmarsch in Nordsyrien möglich machte. Ob damit auch die türkische Waffenhilfe zugunsten der Rebellen beendet wird, ist eine der entscheidenden Fragen. Wenn der Nachschub aber weiter fliesst, könnte die bewaffnete Opposition versuchen, den Belagerungsring um Aleppo erneut zu sprengen. Der IS ist auf dem Rückzug, und wenn es den von der Türkei gestützten Rebellen gelingt, die derzeit noch von IS-Terroristen kontrollierten Gebiete im Umland von Aleppo zu erobern, geriete das Regime in der Metropole in eine kritische Situation.

Die Gefahr ist nun gross, dass genau das Gegenteil von dem passiert, worauf Russland und die USA ursprünglich abzielten: Statt die nichtdschihadistischen Rebellenfraktionen von al-Qaida abzuspalten, könnte es zum Schulterchluss aller Kräfte kommen, die sowohl gegen Assad als auch gegen den IS kämpfen. Das würde die Friedenssuche noch weiter erschweren.



Erneute Angriffe: Aleppo, 20. September.

## Dirigent einer Tinguely-Armee

Von *Philipp Gut* — Guy Parmelin macht den Walliser Philippe Rebord zum Armeechef. Als Hauptaufgabe sieht der Neue die Umsetzung der Reform WEA. Nachrechnen empfohlen.

Als Verteidigungsminister Guy Parmelin vergangene Woche den neuen Armeechef Philipp Rebord vorstellte, murrten Deutschschweizer Medien und Sicherheitspolitiker: Der welsche Bundesrat besetze Führungspositionen fast nur mit *compatriotes* aus der Romandie. Das stimmt zwar, ist aber nicht matchentscheidend. Hauptsache ist, dass die Besten ernannt werden und dass sie einen guten Job machen. Divisionär Rebord, 59, ist Kommandant der Höheren Kaderausbildung der Armee, Stabschef Operative Schulung und Stellvertreter des aktuellen Armeechefs André Blattmann. Ihm unterstehen die Zentralschule, die Generalstabschule, die Militärakademie an der ETH Zürich sowie die Berufsunteroffiziersschule. Rebord ist also so etwas wie der Oberlehrer der Schweizer Armee. Wer ihn persönlich kennt, beschreibt ihn als ruhig und überlegt. Der lizenzierte Historiker habe einen trockenen Humor und sei sicher kein Visionär, heisst es.

### Lieber auf dem Bürostuhl

In Armeekreisen kursiert die Anekdote, Rebord habe einst rasch zugestimmt, als man ihm empfahl, die operative Führung einer Offizierschule zugunsten eines sicheren Büropostens abzugeben. Der designierte Armeechef ist also weniger ein Frontschwein als ein loyaler Vertreter des Apparats. Insofern eignet er sich aus Sicht des Verteidigungsdepartements (VBS) auch vorzüglich, die Weiterentwicklung der Armee (WEA) umzusetzen. Rebord hat dies denn auch umgehend zu seiner Hauptaufgabe erklärt. Danach wird er in Pension gehen.

Nimmt er seinen Job ernst, darf Rebord aber nicht einfach das Berner Mantra nachbeten, dass die WEA trotz Halbierung der Bestände zu einer «Stärkung» der Armee führen werde. Er sollte vielmehr kühl nachrechnen lassen, ob die jährlich fünf Milliarden Franken für die Armee wirklich genügen. Zweifel sind angebracht.

Um die in den letzten Jahren gemeingefährlich vernachlässigte Kampfkraft zu steigern, sind substanzielle Investitionen in Rüstungsgüter nötig. Tatsache aber ist, dass der Aufwand für Rüstung und Betrieb massiv auseinanderklafft: Noch bis Anfang neunziger Jahre investierte man mehr in die Rüstung als in den Betrieb. Seither fliesst immer weniger Geld in neue Waffen, und der Betriebsaufwand nimmt ständig zu – obwohl die Truppenbestände radikal zusammengestrichen, Infrastrukturen abgebaut und Waffensysteme ausser Dienst gestellt worden sind. Die armeefreund-



Reicht das Geld? Neuer Armeechef Rebord.

liche, aber behördenkritische Gruppe Giardino spricht deshalb mit einigem Recht vom «Wasserkopf» VBS.

Am augenscheinlichsten sind die weiterhin bestehenden Sicherheitslücken in der Luft. Gemäss Bundesrat soll die Luftwaffe ab dem Jahr 2030 über 55 Kampffjets für Luftpolizeidienst und über mindestens 70 Kampffjets für die Luftverteidigung verfügen. In den nächsten fünfzehn Jahren würde das Investitionen von 12 bis 15 Milliarden Franken bedingen. Doch laut der WEA-Finanzplanung stehen jährlich nur eine Milliarde Franken zur Verfügung – für sämtliche Rüstungsinvestitionen. Das Geld reicht also nirgendwohin, denn es soll eine Reihe weiterer Rüstungsgüter beschafft werden. Die WEA entpuppt sich als Mogelpackung.

Rebord muss hier Klarheit schaffen, sonst wird er als Dirigent einer scheppernden und vor sich hin rostenden Tinguely-Armee in die Geschichte eingehen. Natürlich haben die Militärs die Vorgaben der Politik zu befolgen. Aber das heisst nicht, dass sie zahllos sein müssen. Im Gegenteil: Es ist ihre Pflicht, energisch auf die notwendigen Mittel zu drängen, welche die Armee braucht, um ihren verfassungsmässigen Auftrag zur Verteidigung von Land und Leuten wahrzunehmen. Allzu bequem darf es sich der Armeechef auf seinem neuen Stuhl nicht machen.

## Wir Voyeure

Von *Claudia Schumacher* — Was die Heizkostenabrechnung über unsere Nächsten verrät.

Endlich war es wieder so weit: «Sehr geehrte Mieter/innen, in Beilage erhalten Sie die Heizkostenabrechnung vom 1.07.2015 bis 30.06.2016 zu Ihren Akten.» Das Mietereignis des Jahres küsste bei meinem Freund und mir unterschiedliche Gefühle wach.

In der Auflistung der Hausinsassen werden alle Frauen unter den Namen ihrer Männer subsumiert – selbst die unverheirateten wie ich. «Die nennen uns Familie Hesse», giftete ich. Herr Hesse reagierte ohne Bezug, dafür beseelt vor Schadenfreude: «Wir bekommen 16.95 Franken gutgeschrieben! Und schau dir das an: Die Japaner müssen 2775.60 Franken nachzahlen!»

### Spionage gratis

Das erstaunte. Tatsache: 2775.60 Franken Nachzahlung bei den Yoshimotos – wie haben die das nur geschafft? Führt die reiche Expat-Familie etwa einen bisher unbemerkten Hamam im Haus? Oder will sie ein politisches Zeichen setzen, wider das grassierende Umweltbewusstsein? Dubios auch der Wasserverbrauch des Junggesellen von nebenan: viermal niedriger als bei den meisten Pärchen. Eine so nicht vermutete Hygieneverachtung. Das Nein an die tägliche Dusche – vielleicht auch ein Grund für Herrn Dübenhofs Alleinstand?

Ha, und da: die Binders, diese alten Käuze. Mann und Frau mit der gleichen Frisur, der gleichen regenabweisenden Jacke in Gelb und dem gleichen, schmallippigen Gesichtsausdruck: Normaler Wasserverbrauch – aber beim Warmwasser liegen sie deutlich unter Durchschnitt! Bestimmt geht es bei denen im Bett ähnlich kühl zu wie im Bad. Unter «Strom» ist nur der pauschale Verbrauch für die von allen gemeinsam genutzten Räume wie Flur und Waschküche aufgeführt. Schade. Es wäre schliesslich interessant zu wissen, wie viel die Hausfrau unter uns kostet, bei der dem Geräuschpegel zufolge den ganzen Tag ein Fernseher, ein Thermomix und ein bis zwei Staubsauger gleichzeitig laufen.

Was aber verrät die Tabelle über die «Familie Hesse»? Aufgeregt suchte ich die Spalte. Um dann trocken zu schlucken. Offenbar sind wir in jeder Hinsicht: ziemlich durchschnittlich. Als ich den durchtriebenen Yoshimotos das nächste Mal im Treppenhaus begegnete, traute ich mich nicht, nach ihrem Geheimnis zu fragen. Ich hoffte nur noch beschämt, dass sie nicht unsere gnadenlose Durchschnittlichkeit ansprechen würden.

## «Stoppen Sie diese verdammten Boote»

Von Roger Köppel — Der frühere australische Premierminister Tony Abbott ist der Durchsetzer der erfolgreichen, umstrittenen «Stop the boats»-Politik, mit der seine Regierung die illegale Migration über den Ozean beendete. Der EU empfiehlt er das australische Modell.

Es ist ein regnerischer Spätsommertag in Prag. Tony Abbott spricht an einer Konferenz europäischer Konservativer über seine Erfahrungen als Premierminister und Migrationspolitiker. Der durchtrainierte 59-Jährige war von September 2013 bis September 2015 Chef der konservativen Regierung Australiens, bis er aufgrund sinkender Umfragewerte einem parteiinternen Aufstand um den heutigen Premier Malcolm Turnbull zum Opfer fiel. Abbott gelang es in kurzer Zeit, den massiven Zustrom illegaler Migranten nach Australien zu unterbinden. Seine konsequente Politik erregte weltweit Aufsehen, Bewunderung, aber auch Widerstand und Protest. Abbott, gläubiger Katholik, der einst Priester werden wollte, ist kein Anhänger der politischen Korrektheit. Sein bärbeissiger Humor wirkt ehrlich. Seine Analysen sind direkt. Es rumort im Konferenzsaal, als der Australier den vielen immer noch EU-gläubigen Konservativen zuruft, dass die EU in ihrer heutigen Form zum Scheitern verdammt und es endlich an der Zeit sei, dieser Tatsache unerschrocken ins Auge zu sehen.

**Mr Abbott, wie kam es zur «Stop the boats»-Politik? Wer hatte die Idee?**

Die Wurzeln liegen bei meinem Vorgänger, Parteikollege John Howard. Es gab eine grosse Welle an Boat-People Ende der neunziger Jahre. Howard stoppte sie. Er führte, erstens, nur temporäre Visa ein, auch für Leute, die sich als Flüchtlinge herausstellten. Er liess, zweitens, die Migranten in Aufanglager ausserhalb Australiens bringen. Und drittens setzte er durch, dass der Grossteil der illegalen Boote direkt in indonesische Gewässer zurückgeschafft wurde. Neunzig Prozent aller Boote starteten in Indonesien. Die meisten Migranten waren aus Pakistan, Afghanistan oder dem Nahen Osten nach Indonesien geflogen. Als Muslime brauchten sie kein Visum. Dann bezahlten sie den Menschenhugglern Geld, damit man sie nach Australien bringe.

**Warum schwollen die Migrationsströme nach Australien 2008 wieder an?**

Weil mittlerweile die Sozialdemokraten Howards Politik gestoppt hatten. Als die

Linken regierten, verzeichneten wir insgesamt wieder über 1000 illegale Boote, über 50 000 illegale Einreisen und weit über 1000 Tote durch Ertrinken im Meer. Es war ein humanitäres Desaster, das gestoppt werden musste. Ich war Oppositionsführer und kämpfte vehement dagegen.

**Wie lautete Ihr Konzept?**

Ich sagte: «Wenn wir gewählt werden, führen wir die temporären Visa wieder ein. Wir werden die Auffanglager reaktivieren, und wir werden Boote wieder nach Indonesien zurückschicken.» Dazu kamen drei Innovationen. Eine kündigten wir vor den Wahlen an, die anderen setzten wir nach erfolgreicher Wahl einfach um. Erstens: Wir schufen eine einheitliche Kommandostruktur. Alle beteiligten Behörden sollten unter einem Verantwortlichen gebündelt werden. Den Oberbefehl für diese «Operation souveräne Grenzen» gaben wir einem General, dem heutigen Chef unserer Streitkräfte. Sein



«Abschreckend»: Flüchtlingslager in Papua-Neuguinea.

Auftrag lautete: «Unter allen Umständen stoppen Sie diese verdammten Boote!»

**Was waren die weiteren Massnahmen?**

Früher hatte die Regierung gemeldet, es wären wieder so und so viele angekommen. Das waren geschäftsfördernde Erfolgsmeldungen für die Schmuggler. Diese Kommunikation stoppten wir. Die Migranten begannen, auf hoher See ihre Boote zu demolieren, damit wir sie aufnahmen. Wir kauften stattdessen grossen Nachschub an orangefarbenen neuen Rettungsbooten. Die gaben wir den Schiffbrüchigen. Unsere Navy führte die Rettungsboote in die indonesische Zwölf-Meilen-Zone. Es gab genügend Treibstoff, um sicher an Land fahren zu können.

**Das wirkte?**

Ich merkte, dass meine Politik funktionierte, als auf der Frontseite einer Zeitung im Januar 2014 das grosse Bild eines dieser orangefarbenen Boote zu sehen war, wie es an die indonesische Küste geschwemmt wurde. Das war das denkbar deutlichste Zeichen an die Menschenhuggler: «Wenn ihr euch von Indonesien auf den Weg macht, werdet ihr nie in Australien ankommen. Ihr landet dort, wo ihr abgefahren seid.» Damit zerstörten wir die Industrie der Menschenhuggler.

**Was muss unbedingt berücksichtigt werden, damit diese Politik funktioniert?**

Sag den illegalen Migranten: «Kommt nicht!» Und: Wenn Boote aus einem anderen Land dein Land ansteuern, darf man sie auf keinen Fall landen lassen. Man schickt die Insassen zurück in jenes Land, in dem sie das Boot bestiegen haben.

**Wie wichtig waren die Vereinbarungen mit anderen Ländern? Sie haben Migrantenlager aufgebaut.**

In Nauru und Papua-Neuguinea. Heute sind noch etwa 2000 Personen in diesen Lagern. Die Herausforderung ist: Was machen wir mit ihnen? Wir haben versucht, sie nach Kambodscha zu bringen. Wir sind bereit, jedem Land zu helfen, das sie übernimmt. Wichtig ist: Es kann nicht Australien sein, und es kann kein Erstweltland wie Australien sein. Dann nämlich würden Anreize geschaffen, dass Migranten in diese Lager fahren, um von dort in einen Industriestaat zu gelangen. Das geht nicht.

**Warum gehen diese Lagerinsassen nicht einfach nach Hause?**

Das hat innenpolitische Gründe. Die australische Linke kritisiert die konservative Regierung als «unmoralisch» und macht den Migranten Hoffnung, dass die konsequente Rückweisungspolitik irgendwann enden könnte.

**Was ist die Erfolgsbilanz Ihrer Politik?**

Seit über zwei Jahren haben wir keine illegalen Boote mehr.

**Wie beurteilen Sie die Lage in Europa?**

Im Mittelmeer muss man an der Zwölf-Meilen-Grenze vor Libyen einen Marine-Abwehrschirm aufziehen. Jedes Boot, das von dort aufbricht, muss man zurückschicken. Da es in Libyen keine funktionierende Regierung und damit keinen Widerstand gibt,



ist es kein Problem, die Boote zurück-zuweisen. Auf keinen Fall darf man die Migranten aufnehmen und nach Europa bringen, wie es jetzt geschieht.

#### **Was ist auf der Ostroute zu tun?**

Die Ägäis ist ein schwierigeres Gewässer, die Distanzen sind kürzer. Hier braucht es einen harten Deal mit der Türkei. Man muss Erdogan sagen: «Entweder ihr stoppt den illegalen Menschenhandel, oder wir schicken die Boote zurück.» Die Türkei kann es sich nicht leisten, das kriminelle Gewerbe der Schlepper zu fördern. Gleichzeitig muss man die Migranten daran hindern, die EU-Aussengrenzen zu übertreten.

#### **Die EU kennt offene Binnengrenzen. Was schlagen Sie vor?**

Man muss harte interne Grenzen errichten. Nur so können Sie verhindern, dass Länder wie Italien oder Griechenland die Migranten einfach durchwinken.

#### **Der politische Wille scheint in den meisten tonangebenden EU-Staaten nicht vorhanden.**

Wenn die Regierungen die Völkerwanderung nicht stoppen, handeln sie sich gewaltige Probleme ein. Terroristen missbrauchen das Asylrecht. Die bereits unzufriedenen Unterklassen in der EU werden noch unzufriedener wegen der unkontrollierten Migration. Schliesslich ist es doch als Regierungschef meine Pflicht, meinem Land zu erlauben, dass es seinen eigenen Charakter bewahrt. Der ungebremste Zustrom von kaum integrierbaren Fremden zerstört auf lange Frist die Identität Europas.

#### **Was machen Sie mit den echten Flüchtlingen, zum Beispiel aus Syrien?**

Passen Sie mit den Begriffen auf: Wenn ein verfolgter Syrer in Jordanien, in der Türkei oder im Libanon ist, ist er sicher. Es ist kein wundervolles Leben, aber er hat Asyl. Meine Sicht ist: Wenn einer sein Erstasyland verlässt, ist er kein Asylsuchender mehr, sondern ein illegaler Wirtschaftsmigrant. Wir müssen darüber nachdenken, wie wir sichere Zonen in Syrien schaffen. Das ist möglich.

#### **Viele Länder nehmen die Migranten nicht zurück, weil man keine Rücknahmeabkommen hat.**

Tatsächlich. Viele Illegale, die nach Australien kommen wollten, waren Sri Lanker. Die Regierung in Sri Lanka war sofort bereit, einen Rücknahmevertrag abzuschliessen. Allerdings war es unmöglich, von Pakistan, Afghanistan oder dem Iran ähnliche Abkommen zu erhalten. Die stellten sich auf den Standpunkt: «Warum sollen wir Leute zurücknehmen, die gehen wollen?» Deshalb war es so wichtig, dass wir die Lager in Nauru oder Papua-Neuguinea eröffnet haben. Das wirkt abschre-



«Vernünftige praktische Resultate»: Politiker Abbott, im Dezember 2015.

ckend. Nur so überzeugen Sie die Migranten, dass es in ihrem eigenen Interesse ist, erst gar nicht zu kommen.

#### **Sie sind gläubiger Katholik. Gab es keine Gewissenskonflikte?**

Nein. Indem wir die Grenzen sichern, retten wir Leben. Indem wir die illegale Migration bekämpfen, sorgen wir dafür, dass keine Migranten mehr im Ozean ertrinken.

#### **Haben Sie nicht faktisch das Asylrecht abgeschafft in Australien?**

Nein. Wer mit einem Flugzeug landet und den Asylbehörden sagt, er wolle Asyl, bekommt ein ordentliches Verfahren. Die Linke vermischt dauernd die Begriffe Migrant und Flüchtling. Wenn man diese Vermischung übernimmt, ist man verloren.

#### **Wie haben Sie die Leute von Ihrer Politik überzeugt?**

Interessanterweise waren die gleichen Beamten, die unter meinem Vorgänger die Grenzen nicht bewachten, unter meiner Regierung problemlos in der Lage, die Grenzen zu bewachen. Die Differenz lag darin, dass die linke Regierung keine klare Politik verfolgte. Sie wollte die illegale Migration zwar stoppen, aber sie hatte nicht die Kraft, die Migranten zurückzubringen. Das war der Fehler.

**In Europa heisst es, die australische Politik sei kein Vorbild für die EU. Es sei illegal, Boote gegen den Willen der Besatzung abzuschieben und den Leuten die Asylverfahren zu verweigern.**

Dieses Argument wurde auch gegen uns eingesetzt. Meine Position war: Wenn es illegal ist – Betonung auf «wenn» –, wenn es illegal ist, kriminelle Menschenschmuggler daran zu hindern, dass sie unsere nationale Souveränität zum Gespött machen, dann ignorieren wir das einfach und handeln im eigenen nationalen Interesse.

#### **Ist das immer noch Ihre Sicht?**

Mehr denn je. Seien wir ehrlich: Keiner dieser Migranten war an Leib und Leben bedroht. Sie finden natürlich immer einen Juristen, der Ihnen erklärt, warum Sie diese illegalen Migranten ins Land lassen müssen. Wenn Sie solche juristischen Nettigkeiten über eine wirksame Grenzkontrolle stellen, werden Sie den Aufstieg prinzipienloser Extremisten ernten. Manchmal muss das Gute eben das vermeintlich Beste übertrumpfen, damit Sie vernünftige praktische Resultate bekommen. Kein internationales Recht bricht das Recht eines Staates, selber zu bestimmen, wer sein Gebiet betreten darf! ○

## Personenkontrolle

### Schmid, Schneider-Ammann, Schawinski, Fluri, Kull, Mennen, Juncker, Leuthard, Schwarz, Blocher, Forster, Rutz

Jürg Schmid, Direktor der vom Bund hochsubventionierten Marketingplattform Schweiz Tourismus, lässt es sich gutgehen. Letzte Woche machte die *Weltwoche* publik, dass laut dem Kaderlohnreporting des Bundesrates das Jahreseinkommen des Schweiz-Tourismus-Chefs innerhalb weniger Jahre um fast 80 000 Franken auf knapp 400 000 Franken pro Jahr gestiegen ist. Kein Amtsdirektor der Bundesverwaltung hat einen solchen Lohn. Wie sich jetzt herausstellt, kassiert Schmid zusätzlich pro Jahr 10 000 Franken an Repräsentationsspesen, 9000 Franken Autospesen, 6000 Franken Beiträge an das Privatauto und ein SBB-Generalabonnement im Wert von 6000 Franken. Obwohl die Bezüge von Jürg Schmid im Bundesrat wiederholt ein Thema waren und der diesjährige Lohnkaderreport auch deshalb noch nicht von der Landesregierung abgesehen wurde, darf man nicht davon ausgehen, dass der Bundesrat und das zuständige Wirtschaftsdepartement von Bundesrat **Johann Schneider-Ammann** (FDP) Kürzungen vornehmen. (*hmo*)

TV-Talker **Roger Schawinski** zählt nicht zu den glühendsten Fans dieses Blatts. Dennoch widersprach er seinem Gast **Kurt Fluri** am Montagabend. Der Solothurner Stadtpräsident und FDP-Nationalrat hatte die *Weltwoche* als «Lügenpresse» beschimpft. Hintergrund war die kritische Berichterstattung über Fluris zahlreiche Nebenbezüge als Stadtpräsident, die er in der Folge abgeben musste. Schawinski erinnerte Fluri daran, dass der Begriff der «Lügenpresse» vor allem von den Nazis gebraucht worden sei. (*gut*)

Vor ein paar Wochen haben neunzig jugendliche Asylbewerber das ehemalige Zolliker Pflegezentrum an einmaliger Lage direkt am Zürichsee bezogen («Asylhotel au Lac», *Weltwoche* Nr. 17/16). Die Institution heisst nun MNA-Zentrum (für Mineurs non accompagnés) und wird gemäss Gemeinderat Zollikon unter dem Präsidium von **Katharina Kull** (FDP) von «Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen im Bezugspersonensystem» betreut. Per Inserat im *Zolliker Boten* sucht nun Zentrumsleiter **Martin Mennen** «Hilfspersonal rund um das Mittagessen» mit dem Pflichtenheft «Aufdecken, Schöpfen, Abwaschen». Zwar überträgt man hierzulande schon den vierjährigen Kindergärtnerinnen ein Ämtchen, etwa das Ordnen der Finken. Und die Wölflin lernen im Pfadilager das im Zolliker Asylzentrum fremdbetreute «Aufdecken, Schöpfen, Abwaschen».



«Lügenpresse»: FDP-Mann Fluri.



«Redlich Mühe»: Bundesrat Schneider-Ammann.



Bauern im Visier: Bundesrätin Leuthard.



Widerspruch: Moderator Schawinski.



Noch mehr: Schweiz-Tourismus-Chef Schmid.

Doch für die unterbeschäftigten Asylbewerber am Gestade des Zürichsees braucht's dazu bezahlte Butlerdienste. Leider fehlen im Inserat zur Suche der Mittagsbetreuer Angaben über Lohn, Ferienanspruch, Pension, Gratifikation, Bonus und AHV – am besten «AHV plus». (*mö*)

Bei ihrem Gespräch in Zürich kamen **Jean-Claude Juncker** und Johann Schneider-Ammann nicht weiter; deshalb übten sie sich in Launigkeit. Der EU-Kommissions-Präsident prägte nicht nur sein Bonmot zu «konstruktiven Gesprächen», wie die Sprachregelung im Statement seines Gesprächspartners und auch im Communiqué der EU hiess: «Wenn man von konstruktiven Gesprächen spricht, heisst das, dass man auf keinen grünen Zweig gekommen ist. Das war ein konstruktives Gespräch.» Er flachste auch auf die Frage eines Journalisten, weshalb er davon spreche, jetzt optimistischer zu sein: «Ich wollte Ihnen nur eine Freude machen.» Der Schweizer Bundespräsident schraubte dafür am Anfang seiner Rede an der Uni Zürich die Erwartungen runter. Es sei anspruchsvoll, der berühmten Rede von Winston

Churchill vor siebzig Jahren zu gedenken: «Jean-Claude Juncker wird die Aufgabe mit Bravour bewältigen, und ich gebe mir redlich Mühe.» Dann liess er sein Wasserglas auf dem Boden in Scherben zerspringen. (*sär*)

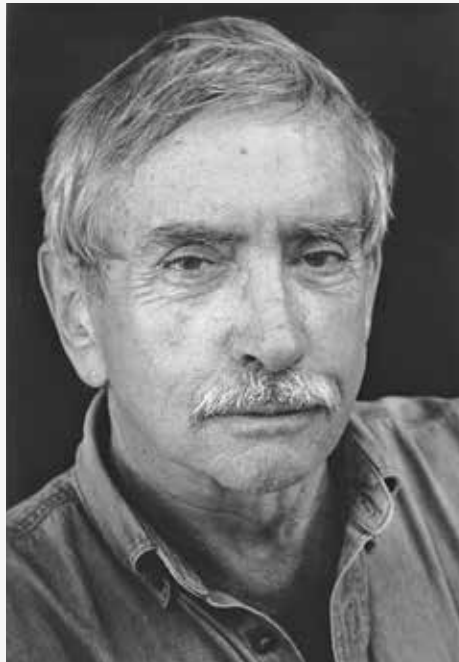
Die Schweiz spielt sich in der Klimapolitik weiter als Streberin auf, ausgerechnet die grössten «Klimasünder» aber schon Bundesrätin **Doris Leuthard** (CVP) immer noch, weil sie Protest fürchtet. Die Autofahrer müssen auf dem Treibstoff auch künftig keine CO<sub>2</sub>-Abgabe zahlen, und die Bauern sollen «über die Agrarpolitik einen Reduktionsbeitrag leisten». Dafür zieht das Magazin *Umwelt* des Bundesamtes für Umwelt – im Departement Leuthard für die Klimapolitik zuständig – in der aktuellen Ausgabe flächendeckend über die Landwirtschaft her. Es traut sich zwar auch nicht, darauf hinzuweisen, dass die Viehzucht, vor allem wegen der Methan rülpfenden Kühe, weltweit ein Sechstel der Treibhausgase verursacht, mehr als Verkehr und Fliegerei zusammen. Aber es schimpft dafür über das Ammoniak: «Seit 20 Jahren verharren unsere Emissionen auf jährlich 48 000 Ton-

nen, obwohl die Umwelt höchstens 25 000 Tonnen verkraften würde.» Vizedirektorin **Franziska Schwarz** spottet denn auch im Editorial: «Den wichtigsten Beitrag zur Ernährungssicherheit leistet die hiesige Landwirtschaft, wenn sie die natürlichen Ressourcen nicht schädigt.» (sär)

Normalerweise wäre die Begegnung auf einen Showdown hinausgelaufen: Alt Bundesrat **Christoph Blocher** (SVP) stellte sich letzte Woche den Fragen von **Nicola Forster**, dem Gründer der europhilen Studentenorganisation Forum Aussenpolitik (Foraus). Doch der Anlass eines Zürcher Juristenvereins war nicht konfrontativ ausgelegt. Unter dem Titel «My Way» ging es darum, die Biografie von Blocher facettenreich zu rekonstruieren. In gelöster Stimmung und bei Gin Tonic plauderten die politischen Gegner über Blochers Werdegang. Einen kleinen Showdown gab es am Schluss doch noch: Der junge Euro-Freund beschenkte Blocher mit einer Broschüre «Völkerrecht kompakt» aus der Foraus-Edition. Blocher nahm tief Luft und rief lachend in den Saal: «Das Völkerrecht kann so kompakt sein, wie es will, aber unsere Verfassung steht darüber.» Die kampferprobten Anwälte und Juristen im Saal klatschten Beifall. (fsc)

Auf Zigarrenaficionados im Nationalrat übte vergangene Woche das Pult von **Gregor Rutz** (SVP) eine magnetische Kraft aus. Darin befand sich nämlich eine Zedernholzkiste auserlesener kubanischer Cohibas von grösserem Kaliber, was auch die weitere Nachbarschaft des SVP-Fraktionschefs unschwer am Duft erkannte, der sich jedes Mal durch den Ratssaal verbreitete, wenn Rutz sein Katheder öffnete. Eine soziale Ader offenbarend, verteilte er vom Duft quer durch die Fraktionsbank an alle, die sich eine Tabak-Auszeit von den drögen Ratsgeschäften nehmen wollten. (fsc)

## Nachruf



*Homo homini lupus:* Autor Albee.

**Edward Franklin Albee (1928–2016)** — Der US-Dramatiker starb in der Vorwoche in Montauk auf Long Island. Der Ortsname ist Literaten dank der gleichnamigen Beziehungsprosa von Max Frisch bekannt. Gegenüber Frischs wenig bewegenden Enthüllungen über seine Frauen galt Albees «Wer hat Angst vor Virginia Woolf?» für Millionen als das wohl «beste Ehezerfleischungsdrama aller Zeiten». So die Bilanz einer Blog-Debatte von Albee-Fans mit Blick auch auf die Filmfassung mit Liz Taylor und Richard Burton.

Wie kaum ein Autor zeigt Albee die Konfliktdynamik von Eheleuten unter Bedin-

gungen einer emanzipierten Gesellschaft. Wie zwei Paare aus dem Akademikermilieu, die Männer je Professor in Biologie und Geschichte, nicht nur dank Alkohol in primitive unaufgeklärte Verhaltensweisen zurückfallen. Geht es um den Kampf aller gegen alle, steht die Frau keineswegs als das «schwache Geschlecht» da. Sie weiss sich zu helfen, während der Mann nicht wie in der klassischen Tragödie als Bühnenleiche zurückbleibt, sondern eher schon als lächerlicher Trottel. Die Vernichteten bleiben im modernen Drama zum Weiterleben verurteilt.

Das Stück entfaltet den dramatischen Stil im Sinn der Theorie des Germanisten Emil Staiger. In die Szene tritt elementare Angst vor dem «bösen Wolf», dem Wolf im Menschen. Noch vor den Brüdern Grimm hat diesen der Staatstheoretiker Thomas Hobbes beschrieben: *Homo homini lupus*. Der Mensch ist dem Menschen ein Wolf. Die Ausgangssituation des Stücks, mit allen Elementen eines analytischen Enthüllungsdramas, ist eine herkömmliche Party. Ein Ehepaar lädt das andere zu sich nach Hause ein. Zug um Zug werden die Personen demontiert. Wozu Ehekrach, wenn man einander nicht vor Zeugen von Prestige demütigen kann? Die Dramatik der Steigerung strebt hinauf zur maximalen Fallhöhe: der Absturz.

Kennzeichnend scheint, dass Albee als Darsteller elementarer Ehekonflikte homosexuell war, damals ideal für den Status des Beobachters. Er überlebte seinen Lebenspartner Jonathan Thomas um elf Jahre. *Pirmin Meier*

# Unter die Lupe genommen:

## Ihre Spezialistin für die Digitalisierung in KMU.

Ob Selbstständige, Klein- oder Grossunternehmen – bei UPC Business hat jeder seine persönliche Ansprechperson.

Egal ob Sie Fragen zur Bedienung Ihrer Geräte haben oder unseren technischen Support in Anspruch nehmen möchten – wir stehen Ihnen zur Seite.

**Maria Bitonti**  
Mitarbeiterin  
technischer  
Kundendienst

Rufen Sie an und erfahren Sie mehr.

Maria Bitonti | Tel. 044 578 78 78 | [business.upc.ch](mailto:business.upc.ch)  
Corporate Network · Internet · Phone · TV





Milliarden von den Jungen für die Alten.

## Gesellschaft

# Die unverschämte Generation

Von Markus Schär — Nie in der Geschichte der Menschheit hatten die Leute ein so gutes Leben wie die Jahrgänge zwischen dem Zweiten Weltkrieg und dem Pillenknick. Die Babyboomer genossen ihre Privilegien, und sie verteidigen sie jetzt, auch gegen ihre eigenen Kinder.

*Nach dem Krieg in der Schweiz geboren zu sein – das ist wie ein Lottosechser. Eine bessere Zeit und einen besseren Ort, um auf die Welt zu kommen, hat es in der Weltgeschichte nie gegeben. [...] Schweizer aus meiner Generation dürften sich eigentlich das Leben lang über nichts mehr beklagen.*  
Charles Lewinsky (\*1946)

Manchmal schäme ich mich für mein Alter. Nicht individuell, es fühlt sich heute hierzulande gut an, sechzig zu sein. Ich pflege nach dem frühen Krebstod meiner Frau nochmals ein rundum schönes Eheleben. Ich spüre noch keinerlei Altersbeschwerden, gelegentliche

Gebresten lassen sich mit Aspirin oder Voltaren heilen. Ich arbeite zwar weiter zu hundert Prozent, ja meist sogar etwas mehr, aber genau so lange, wie mir mein Job noch Spass macht. Und ich weiss, dass ich im Pensionsalter kaum in finanzielle Nöte komme.

Nein, ich schäme mich nicht individuell, sondern kollektiv: für die Gleichaltrigen, denen es zumeist so gut geht wie mir, jedenfalls so gut, wie es noch nie einer Generation in der Menschheitsgeschichte gegangen ist. 1956 geboren, zähle ich zu den Jahrgängen zwischen dem Kriegsende 1945 und dem Pillenknick 1963, den stärksten also, die unser Land jesah. Seit siebzig

Jahren dreht sich die Welt um uns; wir wuchsen mit Privilegien auf, wie es sie nie zuvor gab. Wir genossen sie, und wir verteidigen sie jetzt, auch auf Kosten unserer Kinder: Wir sind die unverschämte Generation.

*I can't get no satisfaction  
'cause I try, and I try, and I try*  
The Rolling Stones, 1965

Ich ärgerte mich deshalb, als ich die Umfragen zur AHV-Initiative sah, über die wir am nächsten Sonntag entscheiden. Die Gewerkschafter fordern für alle Rentner zehn Prozent meh-



Geld. Dabei leidet niemand Not; wenn die Rente nicht zum Leben reicht, fliessen grosszügige Ergänzungsleistungen. Und die Gewerkschafter trompeten, es brauche höhere AHV-Renten, weil die Pensionskassenleistungen sinken. Diese müssen aber zwangsläufig sinken, denn sie liegen seit Jahren viel zu hoch.

Das Volk stemmt sich bisher gegen die Versicherungsmathematik wie gegen das Gravitationsgesetz. Deshalb strömen in den Pensionskassen Milliarden von den Jungen zu den Alten, um deren allzu üppig versprochene Renten auszuzahlen – dabei spart in der beruflichen Vorsorge jeder für sich selbst. Doch meine Generation bringt nicht so viel Sinn für Gerechtigkeit auf, um die Umverteilung von den armen Jungen zu den reichen Alten abzustellen: Gemäss der letzten Umfrage von Tamedia wollen von den Stimmenden zwischen 50 und 65 Jahren 63 Prozent die Initiative annehmen, von jenen über 65 Jahre gar 65 Prozent.

Denn wir Babyboomer leben seit je im Gefühl, nur das Beste sei für uns gut genug. Unse-

re Eltern krampften wie die Generationen zuvor, damit es ihren Kindern besser gehen sollte, in traditioneller Arbeitsteilung. Deshalb wuchsen wir behütet und gefördert auf. Meine Mutter, die als Lehrersfrau kein Geld verdienen durfte, galt nur schon als Rabenmutter, weil sie ihre beiden Buben zwei Jahre in den Kindergarten schickte. Vor allem lebten wir als erste

---

### Wir Babyboomer leben seit je im Gefühl, nur das Beste sei für uns gut genug.

---

Generation in Europa in Frieden. Gewiss, der Atomkrieg, also die Apokalypse, drohte ständig; während der Kubakrise 1962 sprachen meine Eltern darüber französisch miteinander, um uns Kinder nicht zu erschrecken. 1968, als die sowjetischen Tanks nach Prag rasselten, schrien wir «Dubcek, Svoboda»; später kam Radovan mit der hübschen Schwester in meine Klasse. 1973 putschten sich in Chile die Generä-

le blutig an die Macht, 1976 in Argentinien; überall auf der Welt ausserhalb von Europa kämpften Stellvertreter der Kommunisten und der Kapitalisten. Aber das alles war für uns nicht nur geografisch weit weg.

*All you need is love  
love is all you need*  
The Beatles, 1967

Niemand traf für mich das Lebensgefühl unserer Jugend so sehr wie der Musikproduzent Joe Boyd, der in seinen Memoiren «White Bicycles» (nach den weissen Velos, die sich in Amsterdam gratis benutzen liessen) hinreisend von seinen glorreichen «Fehlschlägen» mit Popgrössen erzählt – von Bob Dylan über Pink Floyd bis hin zu den beiden Songschreibern Andersson und Ulvaeus aus Schweden, die die Welt kurz darauf als Mitglieder von Abba kennenlernte. «Die Atmosphäre, in der die Musik blühte, hatte viel mit Ökonomie zu tun», schreibt der gescheite Beobachter. «Es

war die Zeit einer Prosperität, wie es sie nie zuvor gegeben hatte. Wir sind jetzt wohl reicher als damals, aber die meisten Leute finden, sie hätten nicht genug Geld, und schon gar nicht genug Zeit. In den Sechzigern hatten wir Geld und Zeit im Überfluss.» Wir Babyboomer lebten nach dem Motto «All You Need Is Love», aber wir strebten auch mit Mick Jagger nach *satisfaction*: Immer! Alles! Subito!

### Arbeitslosigkeit, was ist das?

Der Babyboom veränderte die Welt – genau genommen sein Ende: der Pillenknick, der in der Schweiz den Jahrgang 1963 zum grössten aller Zeiten machte. Einerseits konnten jetzt vor allem die Frauen dank der Empfängnisverhütung den Sex unbeschwert geniessen. «Dreizehn Jahre lang war erstmals seit Erschaffung der Menschheit unbeschwertes Betthupfen möglich», stellt der Publizist Beat Kappeler (\*1946) fest, «um 1968 wurde die empfängnisverhütende Pille erhältlich, und 1981 beendete Aids den Reigen.» Andererseits konnten die Familien ihren Nachwuchs auf Wunschkinder

beschränken, also auf eines oder zwei. Deshalb sackte die Zahl der Geburten ab: 1970 hatte jede Frau im Schnitt 2,1 Kinder, 1978 noch 1,5 – dort blieb die Geburtenrate bis heute stehen, deutlich unter der Reproduktionsrate von 2,1 Kindern pro Frau. Ein Faktor war auch, dass die Frauen ins Erwerbsleben einstiegen und dass vor allem die gutausgebildeten unter ihnen für ihre Karriere auf eine Familie verzichteten, wie freiwillig auch immer. Die Erwerbsquote der Frauen, 1970 erst bei 43 Prozent, stieg stetig an, auf heute 62 Prozent.

Und auch die Männer fanden ohne Mühe eine Stelle. In den sechziger Jahren lag die Arbeitslosenquote bei null, nach den Erdölshocks von 1973 und 1982 sprang sie kurzzeitig auf ein halbes beziehungsweise auf ein Prozent hoch. Erst ab 1990 lernte die Schweiz die Arbeitslosigkeit als Problem kennen, als die Quote auf über vier Prozent hinaufschleunigte. Ein guter Posten liess sich also leicht finden, auch für Leute, deren Qualifikation dafür eigentlich nicht genügte. In den achtziger Jahren strömten Hunderttausende von Babybo-

mern in die Banken, in die Versicherungen und – auf ihrem Marsch durch die Institutionen – vor allem in die Staatsverwaltung, wo sich die Stellen explosiv vermehrten. Und sie eroberten die Bastionen der Macht, in der Politik, der Akademie, den Medien, der Kultur; da kämpften sie bis heute für ihre Privilegien, weil alles so bleiben soll, wie es zu ihrer Zeit war. «Ich gehöre zur Babyboomer-Generation», schreibt Beat Kappeler in seinem autobiografisch geprägten

### Frankreich schrieb 1974 letztmals eine ausgeglichene Staatsrechnung.

Buch «Wie die Schweizer Wirtschaft tickt»: «Sie hat gewonnen, dank ihnen seit dem Aufruhr 1968 erprobten Gesellschaftstechniken, sie hat das Land, die Institutionen, die Köpfe nach ihrer Façon ausgerichtet.»

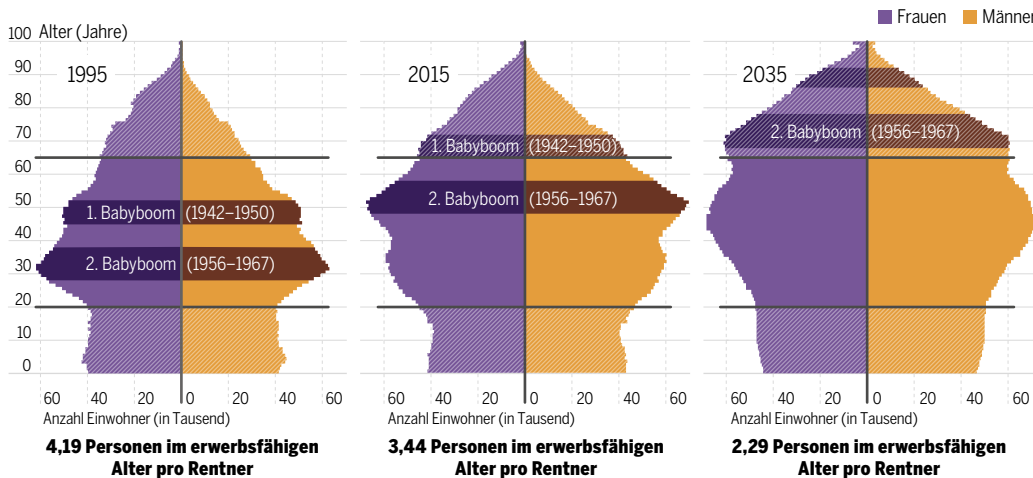
### Rekordlanges Leben

Wir Babyboomer, nach guten alten Grundsätzen erzogen, arbeiteten viel, gerade auch jene, die mit ihren traditionsbewussten Eltern brachen. Aber wir hielten uns gut; wir überwandten den Schock der tödlichen Geschlechtskrankheit schnell und geniessen eine immer bessere Gesundheit. Das Risiko, an einer Herz-Kreislauf-Krankheit zu sterben, hat sich in den letzten zwanzig Jahren halbiert; bei Krebs ist es immerhin um fast ein Drittel zurückgegangen. Und während sich um 1980, auf dem Höchststand, 37 Männer und 16 Frauen auf 100 000 selber umbrachten, sind es heute noch 15 Männer und 6 Frauen. Die Lebenserwartung weist in der Schweiz deshalb den Weltrekordwert von 83 Jahren auf, zehn Jahre mehr als noch 1970, und täglich steigt sie weiter um drei bis vier Stunden an. Vor allem können jene, die heute in Pension gehen, noch mit zehn gesunden Jahren rechnen. Kein Wunder, gefallen wir Babyboomer uns gemäss einer Studie des Gottlieb-Duttweiler-Instituts jetzt als alterslose «Generation Gold».

*We want the world  
and we want it... now!  
The Doors, 1967*

Es geht uns so gut, weil es in unserer ewig wählenden Jugend immer aufwärtsging. Mein Vater wollte sich als Sekundarlehrer zwar lange kein Auto leisten, dann brachte er es aber in wenigen Jahren vom VW bis zum BMW. Und meine Eltern bauten schon vor der Hochzeit für mich ein Haus, mit dem Geld der Grosseltern, die in ihrer Käserei ein Leben lang kaum frei- und nie Ferien gemacht hatten. Ja, in den siebziger Jahren riss der Aufschwung plötzlich ab; 1975/76 brach das Sozialprodukt um heute unvorstellbare sieben Prozent ein. Aber das spürten wir kaum, denn die Schweiz schickte einfach 270 000 italienische Gastarbeiter heim. 1987 krachte die Börse

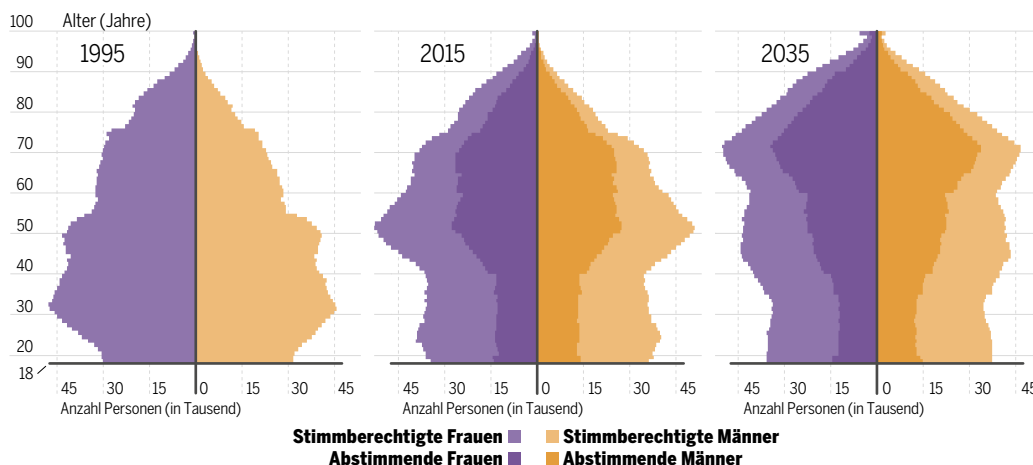
### Altersverteilung: Von der Pyramiden- zur Urnenform



QUELLE: BUNDESAMT FÜR STATISTIK (BFS)

*Immer weniger Erwerbstätige müssen für die Rentner aufkommen.*

### Die Alterspyramide steht bei den Abstimmenden bald kopf



QUELLE: BERECHNUNGEN VON AVENIR SUISSE

*Die Stimmberechtigten über 50 stellen schon heute die Mehrheit.*

zusammen, ohne dass ich es mitbekam; 1989 schmiss ich meine Redaktorenstelle, obwohl ich keine andere hatte. Ich schlug mich als freier Journalist problemlos durch, selbst als die Schweiz in die Krise fiel und ungeplant ein Kind kam, zu dem ich schauen musste.

Es ging alles gut, denn wir Babyboomer zehrten ein halbes Jahrhundert lang von unserer eigenen ökonomischen Theorie: der halb-, also letztlich nicht verstandenen Lehre von John Maynard Keynes. Der brillante britische Ökonom, der 1946 vor dem Siegeszug (und dem Missbrauch) seiner Ideen starb, regte in der Depression der dreissiger Jahre an, der Staat solle bei schlechter Wirtschaftslage Schulden machen, um damit Arbeit und Einkommen zu schaffen. Das simple Rezept bewährte sich bis in die siebziger Jahre bestens, und noch Anfang des 21. Jahrhunderts überschminkte vor allem die US-Notenbank jede Delle mit Billionen. Allerdings vergassen die Politiker, dass Keynes gelehrt hatte, sie müssten im Aufschwung das ausgeschüttete Geld wieder abschöpfen – in repräsentativen Demokratien bedeutet diese einzig richtige Politik für die Regierenden ein zu grosses Risiko.

Das heisst: Wir Babyboomer führen unser gepampertes Leben seit je auf Pump, also mit der Kreditkarte unserer Kinder. Die Folgen lassen sich schon lange nicht mehr übersehen. Frankreich als krasses Beispiel schrieb 1974 letztmals eine ausgeglichene Staatsrechnung; seit 2002 hielt sich das Land nur zwei Jahre an die Regel, dass sich die Euro-Staaten um nicht mehr als drei Prozent im Jahr verschulden dürfen. Die Staatsverschuldung von Frankreich steht gegenwärtig bei 98 Prozent des Bruttoinlandsprodukts (erlaubt sind theoretisch 60 Prozent); in den OECD-Ländern insgesamt schnellte die Verschuldung seit 2007 von 75 auf 120 Prozent hoch.

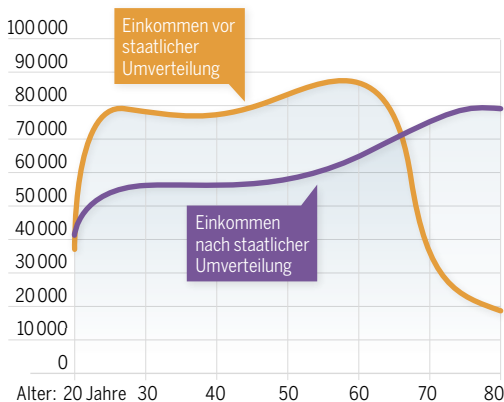
### «Krieg gegen die künftigen Generationen»

Und damit weisen die Staaten nur aus, welche Löcher offiziell in ihren Bilanzen klaffen. Sie zeigen nicht, was sie den Alten und den Kranken aufgrund der geltenden Gesetze an zukünftigen Leistungen versprechen: die sogenannte implizite Verschuldung. Für die USA schätzt sie Laurence Kotlikoff, gemäss *Economist* einer der 25 angesehensten Ökonomen weltweit, auf 210 Billionen Dollar – das Zwölfwache des Bruttoinlandsprodukts. Der Professor aus Boston warnt deshalb: «Diese Verschuldung ist ein Krieg gegen die künftigen Generationen.»

Die ersten Schlachten in diesem Krieg laufen längst, gerade auch im amerikanischen Wahlkampf. Der bloggende Starprofessor Tyler Cowen verbreitete kürzlich «eine neue und etwas andere ökonomische Theorie der Trump-Bewegung»: Damit erklärte er das vermeintliche Paradox, dass zu den «Wutbürgern» im Gefolge des republikanischen Kandidaten nicht nur Verarmte, sondern auch scheinbar Wohlhaben-

## Rentner haben mehr Einkommen als Erwerbstätige

Entwicklung des durchschnittlichen Einkommens, in Franken



QUELLE: ENGLER, 2011

### Das gesamte Einkommen steigt ab 55 Jahren an.

de zählen, die nicht unter Jobverlust und Lohn- druck leiden. Dafür schaute er die Zahlen zum Vorsorgesparen an: Die Arbeitnehmer zwischen 55 und 64 Jahren verfügen in ihren Pensionskassen im Mittel über 111 000 Dollar. Das ergibt für zwanzig Jahre Ruhestand eine jährliche Rente von 7300 Dollar, dazu steuert der Staat 16 000 Dollar bei. Der typische Trump-Anhänger in den Primärwahlen, mit einem Jahreslohn von 72 000 Dollar, muss also bei seinem Lebensstandard den Absturz fürchten.

*And then he let me in  
but I had to pay something*  
Les Sauterelles, 1968

Im «Heavenly Club», den Les Sauterelles besangen, also in der Schweiz, kommt es (vorläufig) nicht dazu. Dank der Schuldenbremse darf der Bund nicht mehr auf Pump leben, und in den Kantonen und den Gemeinden können die Bürger die Regierenden zur Disziplin zwingen. Die Staatsschulden betragen denn auch 2014 «nur» 222 Milliarden Franken, das entsprach knapp 35 Prozent der Wirtschaftsleistung – einer der besten Werte weltweit. Selbst das heisst allerdings nach einer Rechnung von Avenir Suisse, dass jedes Kind in Appenzell (im besten Fall) eine Schuldenlast von 106 000 Franken trägt, jedes Kind in Genf (im schlechtesten Fall) gar eine solche von 319 000 Franken.

Nicht nur die Schweiz, sondern auch die Schweizer stehen vergleichsweise glänzend da, vor allem dank dem Zwangssparen in der beruflichen Vorsorge: Wer vierzig Jahre in einem gutbezahlten Job gearbeitet hat, ist mit 65 allein dank seinem Pensionskassenguthaben Millionär. Gemäss einer Studie des Bundesamtes für Sozialversicherungen von 2008 besaßen die 65-Jährigen darüber hinaus ein mittleres Vermögen von 375 000 Franken, mehr als doppelt so viel wie die 40-Jährigen. Und sogar beim Einkommen ziehen die Rent-

ner den Erwerbstätigen davon, wie die Grafik, links, zeigt: Der Lohn steht zwar beim Durchschnitt um den 55. Geburtstag auf dem höchsten Stand, sinkt aber danach steil ab – das gesamte Einkommen steigt dagegen dank Renten aller Art zwanzig Jahre weiter an.

Doch selbst in der vermeintlich soliden Schweiz klafft ein Riesenloch in der Rechnung. Davor warnte vor zwei Jahren ein Forschungsbericht der Uni Freiburg im Breisgau. Er fand allein bei der AHV (wo es noch keine Schuldenbremse gibt) eine implizite Staatsverschuldung, also ein ungedecktes Versprechen, von 173 Prozent des Bruttoinlandsprodukts. Dazu kommen Leistungen für die Gesundheit und die Pflege. So lautete die Rechnung für die Schweiz im Jahr 2011: Die tatsächlichen Staatsschulden – inklusive implizite Verschuldung – von 203 Prozent minus die ausgewiesenen Vermögen von 37 Prozent ergeben eine «Nachhaltigkeitslücke» von 166

## Wer vierzig Jahre in einem gutbezahlten Job gearbeitet hat, ist mit 65 Millionär.

Prozent, also im Umfang der Wirtschaftsleistung von fast zwei Jahren. Wir müssen die Lücke schliessen, wenn die folgenden Generationen nicht hineinfallen sollen.

Dafür genügt es nicht, am kommenden Sonntag die AHV-Initiative abzulehnen. Die Mehrheit für das Nein zeichnet sich ab, vielleicht zeigt sogar meine selbstsüchtige Generation Solidarität. Die Aufgabe drängt, den Milliardenfluss von den armen Jungen zu den reichen Alten abzustellen. Das Senken des Umwandlungssatzes für die Pensionskassenguthaben von 6,8 auf 6 Prozent, wie es Bundesrat und Parlament fordern, ist nur ein erster Schritt: Auch damit erhalten die Rentner noch mehr Geld, als sie selber erspart haben; sie lassen also die Jungen für sich krampfen.

*So let us not talk falsely now,  
the hour is getting late*  
Bob Dylan, 1967

Mein Sohn – ich habe mit einem Kind das Soll auch nicht erfüllt – macht sich keine Sorgen. Er schloss seine kaufmännische Lehre 2009 ab, mitten in der Krise, als das Geschäft in seinem Handelsbetrieb für die Industrie «wie abgestellt» war. Ich tröstete ihn: Dass er keine Stelle finde, liege nicht an seinen Fähigkeiten, sondern an der Weltwirtschaft. Aber er brauchte meinen Trost gar nicht; er schlug sich mit Jobben durch und nahm von mir nicht einmal Venture-Capital für eine Geschäftsidee an. «Er macht seinen Weg», sagt die Grossmutter immer, und ich glaube es gerne. Aber ich will ihm helfen können – und ich will mich nie vor ihm schämen müssen. ○

# Aus Erfahrung klug

Von Anita Fetz — Die Babyboomer als «unverschämte Generation»?  
Nein, nicht die Generation ist unverschämt, sondern das Schüren  
des Generationenkonflikts.

Klar, wer in dieser Zeit geboren wurde, und das erst noch in der Schweiz, der oder die hat das grosse Los gezogen: hineingeboren in ein vom Krieg verschontes Land, das dank der unversehrten Infrastruktur sofort am Wirtschaftswunder der Nachkriegsjahre teilnehmen und prosperieren konnte. Und wir waren immer viele. Egal, ob in der Quartierstrasse beim Spielen, im Kindergarten oder in der Schule, in der Lehre oder an der Uni: Wir lebten immer im Rudel. Das machte einerseits selbstbewusst und lehrte uns andererseits, dass Konkurrenz normal ist.

## Unbeschwerte Jugend

Aber schon damals gab es grosse Unterschiede. Es gab Gspänli, die hatten immer alles, und das sofort und zuerst: Egal, ob Dreirad, Barbiepuppe, Minivelo oder später Töffli. Meine Schwestern (1958 und 1960 geb.) und ich (1957) mussten per Taschengeld auf diese *goodies* hinsparen und zusätzlich auf Weihnachten oder Geburtstag hoffen. Ich wurde in eine Gewerblerrfamilie hineingeboren. Mein Vater, Elektrotechniker, und meine Mutter, Hochbauzeichnerin, führten gemeinsam ein Radio- und-TV-Geschäft. Ich habe meine Kindheit auf der Strasse oder spielend in der Werkstatt verbracht und die Hausaufgaben im Büro der Mutter erledigt. Meine Spielkameraden im Quartier waren Söhne und Töchter von Milchmännern, Lastwagenchauffeuren, Lehrern, Ärzten, Schreibern und kaufmännischen Angestellten. Ihre Mütter waren Hausfrauen. Gut, beim Spielen gab es keine Unterschiede. Bei den Hobbys und bei den Ferien schon. Bis ein Geschäft aufgebaut und auch bei boomender Wirtschaft erfolgreich wurde, dauerte es seine Zeit. Wir gingen deshalb in den Ferien zelten. Das war günstiger und machte erst noch Spass. Wir sind mit dem Credo aufgewachsen: «Du kannst fast alles machen, aber du musst dich selbst ernähren können, und wenn du zehn Franken hast, dann gib nie mehr als neun aus. Und mach auf keinen Fall Schulden. Damit das möglich ist, musst du lernen.»

Trotz Wirtschaftswunder lebten die meisten in dieser Zeit relativ bescheiden, niemand wusste ja, ob die gute Phase anhält. Dafür war die Jugend tatsächlich unbeschwert. Es gab keinen Markenterror, keinen überbordenden Leistungsdruck, kein Hobby namens Shoppen und auch kaum Statuswettbewerbe – trotz sehr grosser Statusunterschiede im gleichen Quartier. Es war die Zeit der sozialen Marktwirtschaft.

Dass es grosse Unterschiede gibt, habe ich erst an der Uni erlebt. Viele Studis wie ich haben sich das Studium selbst verdienen müssen. Doch es gab auch jene, die auf Papas Kosten die Nacht zum Tag machten (wie wir), aber dann nicht (wie wir) zur Arbeit mussten. Meist wurden das die ewigen Studenten, denn wir mussten innert nützlicher Zeit abschliessen.

Ansonsten wurde politisiert, demonstriert, alles in Frage gestellt und wurden die Seminararbeiten und Abschlüsse erledigt. Wir sind nämlich entgegen vielen Mythen sehr leistungsorientiert und ebenso leistungsstark. Doch das Schönste war die freie Liebe. Ohne Angst vor ungewollten Schwangerschaften und noch vor Aids haben wir «Make love, not war» mit Wonne gelebt.

Und dann haben wir beruflich in die Hände gespuckt für ein hohes Bruttosozialprodukt, haben die AHV-Kasse gefüllt und damit auch allen Ehemännern, die sich eine Hausfrau leisten konnten, die Ehepaarrente mitfinanziert. Nichts gegen Hausfrauen, aber ihr Teil der Ehepaarrente wurde von unserer Generation finanziert. Und auch die Ergänzungsleistun-

## Wirklich beunruhigend sind die Negativzinsen, die uns unsere Altersvorsorge wegfressen.

gen für die geschiedenen Hausfrauen, welche von der Minimalrente nicht leben konnten. Das haben wir niemandem vorgeworfen, sondern dafür gesorgt, dass die veralteten Rollenmuster über den Haufen geworfen worden sind. Wir haben dafür gekämpft, dass das Eherecht, das Scheidungsrecht, das Kindsrecht, die Kinderbetreuung, die Mutterschaftsversicherung und die Anerkennung der Kinderbetreuung in der AHV angepasst worden sind. Und wir sind die erste weibliche Generation, welche, gut ausgebildet, mehrheitlich erwerbstätig war. Mit und ohne Kinder.

Wir speisen mit unseren Steuern das Bildungssystem der Schweiz vom Kindergarten bis zu den ETH jedes Jahr mit mehr als dreissig Milliarden Franken. Für die Zukunft ist das entscheidend. Wir haben das Jahrhundertwerk Neat in einer Generation finanziert. Wir spenden überdurchschnittlich viel an NGOs, und die meisten von uns, die schon pensioniert sind, engagieren sich ehrenamtlich und übernehmen als Grosseltern oder Grossgöttis viel Betreuungsarbeit. Zudem: Nicht wenige von uns

haben keine prächtige Pension. Entweder weil sie als kleine Selbständige nie ein grosses Einkommen hatten oder weil sie als alleinerziehende oder geschiedene Mütter nur Teilzeit arbeiten konnten.

Was soll daran unverschämt sein, wenn eine Mehrheit von uns «AHV plus» unterstützt? Wir sind aus Erfahrung klug. Erstens wissen wir, dass der AHV seit dreissig Jahren regelmässig der Bankrott vorausgesagt wird. Der ist nie eingetreten, weil in den jeweiligen Prognosen immer viel Ideologie eingebaut war. Zweitens erleben wir die Verrücktheit der Finanzmärkte seit Jahrzehnten: Immobilienkrise Ende der Achtziger, Dotcom-Krise um die Jahrtausendwende, Finanzkrise 2008. Das Kapitalverfahren der Pensionskassen im Umfeld der spekulationsgetriebenen Finanzwelt ist hochvolatil. Da ist es nur klug, die durch das Umlageverfahren solide erste Säule langsam und schrittweise zu stärken, bis sie ein Grundeinkommen bildet, das für ein einfaches Leben reicht, wenn der nächste Finanzcrash kommt. Allerdings ist es nicht sinnvoll, dafür die Lohnbeiträge zu erhöhen. Sinnvoller ist hier die Mehrwert-



«Und mach auf keinen Fall Schulden»: Schweiz,



steuer. Denn an dieser Finanzierungsform beteiligt sich auch die Rentnergeneration.

Markus Schär (Seite 20) zitiert zur AHV einen Forschungsbericht, bestellt von der UBS: Unsere AHV führe schon heute zu einer versteckten Staatsverschuldung von 173 Prozent des Bruttoinlandprodukts. Bloss: Im Kleingedruckten schreibt die UBS sicherheitshalber: «Die in dieser Publikation enthaltenen Fakten sind sorgfältig recherchiert. Für ihre Richtigkeit kann aber keine Gewähr geboten werden.» Das ist etwa gleich verbindlich wie eine Prognose von Mike Shiva. Nur dass sich Shiva hüten würde, Prognosen für hundert Jahre abzugeben, die selbstredend von Annahmen ausgehen. Schraubt man nur moderat an einzelnen Faktoren (wie eben dem Zinssatz), sackt die angeblich dramatische Finanzierungslücke in sich zusammen, wie die UBS selber einräumt. Wirklich beunruhigend sind in diesem Zusammenhang die Negativzinsen, die uns unsere Altersvorsorge schon heute wegfressen – aber nicht bei der AHV, sondern bei der zweiten Säule: Schon heute ist im Umfeld von Negativzinsen und mangelnden Anlagemöglichkeiten klar, dass

sie mittelfristig ein Auslaufmodell ist, auch weil Letztere Teil des Problems der Finanzwirtschaft geworden ist. Wo soll man jedes Jahr neu sinnvoll und sicher 700 bis 900 Millionen Franken Pensionskassengelder anlegen? So viele Immobilien gibt es gar nicht. Zudem versickert

---

### Es gibt Unverschämte in unserer Generation. Ich würde sie bei den Ospels, Vasellas und Co. suchen.

---

einfach zu viel unseres Zwangsgesparten in den überrissenen Löhnen von Anlagemanagern und in den Dividenden der Aktionäre der Versicherer.

Was stimmt: Es gibt ein Rudel von Unverschämten in unserer Generation. Ich würde sie aber eher bei den Ospels, Ackermanns, Vasellas und Co. suchen, die von Ebner, Blocher und Co. pharmavisionär inspiriert waren. Die einen haben in den neunziger Jahren den Shareholder-Value in der Schweiz hochgepuscht, andere haben sich in Verwaltungsräten derart fürstlich bezahlen lassen, dass man von aussen unweigerlich den pharmavisionären Eindruck er-

hielt, das seien Obernehmer, nicht Unternehmer; weitere haben Unternehmen flüchtet und ins Ausland verkauft, und wieder andere haben mit überrissenen Eigenkapitalrenditen (Ackermann galt in seiner Zeit bei der Deutschen Bank als «Mister 25 Prozent») die *high-risk*-Strategie der Masters of the Universe forciert, bis uns 2008 die Bankenwelt um die Ohren geflogen ist. Wegen der *too big to fail*-Problematik mussten die Steuerzahler/-innen vieler Länder Banken retten, weil uns sonst auch noch die Weltwirtschaft um die Ohren geflogen wäre. Das kostete etwa gleich viel wie die Schäden des Zweiten Weltkriegs und riss viele Länder in eine Schuldenkrise. Mit diesem Geld hätte man eine AHV für ganz Europa, die USA und alle Entwicklungsländer finanzieren können. Haben Sie je gehört, dass einer der Verantwortlichen zur Rechenschaft gezogen worden wäre?

### Demografie als Herausforderung

Dem Desaster vorausgegangen war die völlige Deregulierung der Finanzmärkte durch Clinton, Blair und Schröder. Angefeuert von den «Chicago Boys»-Ökonomen (in der Schweiz die Borner-Boys genannt) und ihrem neoliberalen Marktfundamentalismus, wurden flächendeckend die Steuern für Unternehmen und Reiche gesenkt – auch in der Schweiz. Die soziale Marktwirtschaft unserer Jugendjahre gibt es kaum mehr.

Nein, dieses Auspielen der Generationen gegeneinander bringt uns nicht weiter. Im Gegenteil: Wir sind die erste Generation der Neuzeit, die ein entspanntes, liebevolles Verhältnis zu ihren Kindern und Enkeln hat und welche diese Gefühle auch auf den Freundeskreis ausdehnt, weit über die Kleinfamilie hinaus.

Klar, die Demografie ist eine Herausforderung. Aber die ist mit etwas Innovation und Veränderungswillen wenn nicht lös-, so doch entschärfbar. Allein die digitale Revolution wird da manches möglich machen.

Ich gehe davon aus, dass gerade unsere Generation dafür Lösungen finden wird, weil sie spätestens mit dem Erreichen des AHV-Alters wieder so frei und unabhängig sein wird wie in der Jugendzeit. Einfach mit mehr Erfahrung. Als graue Panther werden wir Zeit haben, andere zu unterstützen und uns gesellschaftspolitisch mit neuen Ideen einzumischen, wenn wir es nötig finden. Dafür werden wir genug Kraft haben und trotzdem die Entschleunigung beim Älterwerden geniessen. Und wir werden eigene Vorstellungen für die Zeit der Gebrechlichkeit, des Sterbens und des Tods entwickeln. Dazu werden wir unter anderen Stones, Santana, Deep Purple und Queen hören und ab und zu einen Joint rauchen. Das soll bekanntlich gegen Rheuma, Schlaflosigkeit und viele Altersgebresten helfen. Ja, wir werden das Alter rocken, nicht unverschämt, aber wirkungsvoll.

Anita Fetz ist Ständerätin (SP) von Basel-Stadt.



1970er Jahre.

## Sicheres Gefühl

Von Henryk M. Broder —  
Eine Zeitmaschine für die  
Kanzlerin.



Heute möchte ich meinen Kolonnenplatz räumen und das Wort der Kanzlerin überlassen, die nach der Wahl zum Berliner Abgeordnetenhaus, bei der die CDU mit

17,6 Prozent das schlechteste Ergebnis ihrer Geschichte eingefahren hat, vor die Presse trat und eine Erklärung zur Lage ihrer Partei und der Nation abgab. Sie sagte unter anderem:

«Der Satz <Wir schaffen das> ist Teil meiner politischen Arbeit, er ist Ausdruck von Haltung und Ziel. Manch einer, und das zählt besonders, fühlt sich zudem von diesem Satz provoziert, und so war der kurze Satz natürlich nie gemeint. Ich habe ihn anspornend, dezidiert, anerkennend gemeint. Eine Ursache für das schlechte Abschneiden auch der CDU ist, dass manch einem Richtung, Ziel und Grundüberzeugung unserer Flüchtlingspolitik nicht ausreichend erklärt worden sind, so möchte ich mich gerne darum bemühen. Ich weiss auch, dass wir gemeinsam viel zu schultern haben, dass sich das aber in den übertrieben oft wiederholten drei Worten nicht sofort abbildet. Wenn ich könnte, würde ich die Zeit um viele, viele Jahre zurückspulen, um mich mit der ganzen Bundesregierung und allen Verantwortungsträgern besser vorbereiten zu können auf diese Situation, die uns dann im Spätsommer 2015 eher unvorbereitet traf. Wenn die 82 Prozent [die Merkels Politik für falsch halten] mir aber eigentlich sagen wollen, es soll sich die Situation nicht wiederholen, wie wir sie im vergangenen Jahr infolge einer humanitären Notlage hatten, mit einem in Teilen zuerst unkontrollierten und unregistrierten Zuzug, dann kämpfe ich genau dafür, dass sich das nicht wiederholt. Wir arbeiten mit voller Kraft darauf hin, dass sich so etwas nicht wiederholt, niemand will das, und auch ich will nicht, dass sich das so wiederholt, weil wir aus der Geschichte gelernt haben. Ich habe das absolut sichere Gefühl, dass wir aus dieser zugegeben komplizierten Phase besser herauskommen werden, als wir in diese Phase hineingegangen sind.»

So hört es sich also an, wenn die Kanzlerin «Selbstkritik» übt. Die Politik war gut, man hätte sie nur besser erklären sollen. Sie arbeite daran, dass sich «so etwas» nicht wiederholt. Nie wieder Verdun! Nie wieder Stalingrad! Nie wieder Spätsommer 2015! Und alles, was wir brauchen, ist eine Zeitmaschine.

## Tatenlose Macher

Von Kurt Schiltknecht — Statt mit Aktivismus die Unsicherheit weiter zu verstärken, sollten Regierungen und Notenbanken der Wirtschaft klaren Wein einschenken.

Seit einigen Jahren sinken sowohl die Nominal- als auch die Realzinsen. Vom Wahn besessen, dass niedrige Realzinsen der entscheidende Schlüssel für einen Wirtschaftsaufschwung seien, suchen die Notenbanken nach immer neuen Möglichkeiten, die Zinsen weiter zu senken. Viel besser wäre es, den Gründen des kontinuierlichen Zinsrückgangs nachzugehen. Eine erste Antwort ergibt sich aus der Tatsache, dass selbst bei den extrem niedrigen Zinsen riesige Mengen von sehr langfristigen Wertpapieren gekauft werden. Die langfristigen Wirtschaftsaussichten dieser Käufer müssen, wenn diese nicht vom Gesetzgeber zum Halten solcher Papiere gezwungen werden, sehr düster sein. Denn nur unter der Annahme, dass sich die Wirtschaft auch langfristig nicht erholt, werden die Zinsen niedrig bleiben.

Ein Rückgang des Realzinses ist die Folge eines Sparüberhangs. Da das Ungleichgewicht zwischen Sparen und Investieren seit Jahren anhält, muss man sich fragen, wie es dazu gekommen ist. Weshalb sparen die Leute trotz sinkenden Zinsen immer mehr, weshalb verschieben sie heutigen Konsum auf morgen, und weshalb wollen die Unternehmen trotz rekordtiefen Zinsen ihre Investitionen nicht ausweiten?

In jedem Lehrbuch kann man nachlesen, dass Sparen und Investieren nicht nur von der gegenwärtigen Wirtschaftslage, sondern auch von der Einschätzung der künftigen Entwicklung in der Wirtschaft, Gesellschaft und Politik abhängig ist. Je grösser die Unsicherheit darüber ist, desto mehr wird gespart und desto weniger investiert. Die Politiker und Notenbanken hätten es in der Hand, mit einer guten und berechenbaren Wirtschaftspolitik der heute weitverbreiteten und riesigen Unsicherheit ein Ende zu setzen. Doch davon ist wenig zu sehen. Dafür werden laufend neue Massnahmen angekündigt, die die Unsicherheit noch zusätzlich verstärken. Die Ankündigungen der beiden amerikanischen Präsidentschaftskandidaten, dass sie im Fall ihrer Wahl für niedrigere Medikamentenpreise sorgen würden, regen die Pharmaindustrie kaum zu höheren Investitionen an. Das ist zwar nur ein Einzelbeispiel, doch davon gibt es viele. Die Idee, mit Eingriffen in den Preismechanismus Wählerstimmen zu gewinnen, verbreitet sich immer mehr. Dies zeigt sich auch im Zusammenhang mit der sogenannten Energie-

wende. Mit den vielen Forderungen nach Eingriffen in den Preismechanismus, nach spezifischen Steuern oder staatlichen Subventionen werden die Konsumenten und Investoren gleichermaßen verunsichert. Investitionen in diesem Bereich werden risikoreich.

### Unlimitierte Mittel?

Zwar weiss jedermann, dass die Roboterisierung, die Automatisierung und der Ausbau der IT-Technologie die Nachfrage auf dem Arbeitsmarkt stark verändern. Die einzig sinnvolle Antwort darauf ist ein flexibler Arbeitsmarkt. Die Einzigen, die das scheinbar nicht wahrhaben wollen, sind die Politiker. Sonst würden sie nicht mit Mindestlöhnen, mit einem Ausbau des Kündigungsschutzes, mit der Allgemeinverbindlichkeitserklärung von Tarifverträgen oder mit dem Inländervorrang die Anpassungsfähigkeit des Arbeitsmarktes noch weiter untergraben. Damit wird eine der grössten Stärken der Schweizer Wirtschaft aufs Spiel gesetzt.

Wenn man sich die Versprechungen der öffentlichen Hand im Sozialbereich, die demografische Entwicklung, die stetig wachsenden Staatsausgaben und die Schuldenberge vor Augen hält, könnte man glauben, die Politiker hätten Zugriff auf unlimitierte Mittel. Doch



immer mehr Leute realisieren, dass die Staaten ihre Versprechungen nicht halten können. Um sich gegen diese Entwicklung abzusichern, beginnen sie zu sparen. Es glaubt auch niemand mehr, dass die überschuldeten Länder ohne Inflation, ohne Schuldenschnitt oder ohne substanzielle Steuererhöhungen ihr Schuldenproblem lösen können. Doch niemand weiss, und das macht die Sache noch schlimmer, für welche Lösung sich die Länder entscheiden werden. Auch die Notenbanken tragen ihren Teil zur Verunsicherung bei, indem sie beispielsweise offenlassen, wann und wie sie die in den Markt gepumpte Liquidität wieder abbauen und ob sie zuerst die Aktienbestände oder die festverzinslichen Wertpapiere verkaufen werden.

Statt mit Aktivismus die Unsicherheit noch weiter zu vergrössern, sollten die Regierungen und Notenbanken der Wirtschaft klaren Wein einschenken und mit klaren Aussagen zur künftigen Politik die Verunsicherung reduzieren. Das wäre ein wichtiger Schritt zur Überwindung der weltweiten Wachstumschwäche.

# Neuer Terror, alte Fragen

Von Hansrudolf Kamer — Neue Anschläge in den USA werfen alte Fragen auf. Hillary Clinton will den Islamischen Staat nur aus der Luft bekämpfen, wie einst ihr Ehemann al-Qaida. Die Strategie scheiterte spektakulär.



**K**urz vor Beginn der Uno-Generalversammlung in New York hat Amerika neue Terroranschläge erlebt – in Manhattan, in St. Cloud, Minnesota, in Seaside Park und

Elizabeth, New Jersey. Es gab Verletzte, keine Todesopfer. Der New Yorker Täter wurde gefasst. Glück war mit im Spiel. Die Sicherheitsbehörden agierten speditiv und mit Erfolg.

Die Suche nach Motiven und Hintermännern war zunächst wenig ergiebig. Der Islamische Staat nahm in der Vergangenheit manchmal die Urheberschaft für solche Attacken in Anspruch, ohne dass eine klare Verbindung des Täters mit der Terrororganisation erkennbar wurde. Doch der einsame Täter, der sich von der Propaganda des IS beeinflussen lässt, ist Realität. Der 28-jährige Ahmad Khan Rahami scheint in diese Kategorie zu fallen.

Die beiden Präsidentschaftskandidaten, Hillary Clinton und Donald Trump, reagierten so, wie man es von ihnen erwarten konnte. Trump war vorschnell und impulsiv, aber hart an der Realität: «Das ist etwas, was sich wahrscheinlich immer mehr im ganzen Land ereignen wird.»

Clintons Reaktion war das Gegenteil davon: Sie übte vornehm Zurückhaltung, vermied den Begriff Terrorismus und versprach, mit den Verbündeten zusammenzuarbeiten. Dann, nach gebührendem Nachdenken, nannte sie Trump einen Rekrutierungsgehilfen für die Terroristen, weil er eine ganze Religion verdamme. Hollywood-Größen hatten ihn vorher mit Hitler verglichen.

Im Sommer hatte CIA-Direktor John Brennan eine nüchterne Analyse des Kampfes gegen den IS geliefert – kurz nachdem Obama von bedeutenden Fortschritten gesprochen hatte. Brennan erklärte in einem Senats-Hearing, dass der IS ein formidabler, widerstandsfähiger und ziemlich gut organisierter Feind geblieben sei. Die Fähigkeit zu Terroranschlägen und die globale Reichweite seien ihm nicht abhandengekommen. Was immer auf den Schlachtfeldern in Syrien und im Irak geschehe – der IS habe Kämpfer im Westen, in Libyen und auf dem Sinai, die jederzeit zu Gewalttaten in der Lage seien.

Vor einigen Tagen erläuterte Hillary Clinton ihre Pläne zur Bekämpfung des IS. «Wir wer-

den es aus der Luft tun müssen», erklärte sie programmatisch. Bodentruppen seien ausgeschlossen. Es werde nie mehr «boots on the ground» im Irak geben, ebenso wenig in Syrien. Man werde den IS auch so besiegen. Sie wisse, was man tun müsse.

Abgesehen davon, dass bereits eine ansehnliche Anzahl amerikanischer Truppen im irakischen Wüstensand und wohl auch im syrischen kämpfen, war Clintons Festlegung für eine ehemalige Aussenministerin, die es eigentlich besser wissen müsste, ungewöhnlich kategorisch. Als Präsidentin wird sie derartige Glaubenssätze schnell entsorgen.

Die *Washington Post* wies dieser Tage darauf hin, dass Clintons Strategie genau jener entspreche, die einst ihr Ehemann in den neunziger Jahren gewählt hatte: selektiver Luftkrieg gegen die Terroristen der al-Qaida. In den acht Jahren der Administration Clinton kam es zu Attacken auf das World Trade Center (1993), die Khobar-Türme in Saudi-Arabien (1996), die amerikanischen Botschaften in Kenia und Tansania (1998) und schliesslich auf den Zerstörer «Cole» im Hafen von Aden (2000).

Auf diese Eskalation hatte Clinton mit juristischen Mitteln und vereinzelt Schlägen durch Cruise-Missiles geantwortet – zwei Millionen Dollar pro Schuss auf ein leeres Zelt

und ein Kamel, wie dann die Buchhaltung im Wahlkampf lautete. Die Terroristen konnten ihre Lager in Afghanistan halten und den Grossangriff von 9/11 planen. Diese Planung war bereits gut fortgeschritten – die meisten Terroristen waren schon in Amerika, bevor Bill Clinton das Weisse Haus verliess. Ihre Befragung ergab später, dass sie nicht mit einem Einsatz amerikanischer Truppen in Afghanistan und im Irak gerechnet hatten. Clintons Strategie hatte keine abschreckende Wirkung entfaltet.

## Krieg der Narrative

Auf die terroristische Eskalation in der jüngsten Vergangenheit mit den Anschlägen in Paris, Brüssel, Nizza, San Bernardino und Orlando folgte keine deutliche Antwort – im Gegenteil. Obama zögerte lange, bevor er den radikalen Islam mit Terrorismus in Verbindung brachte, und die Luftangriffe in Syrien sind inzwischen Routine ohne grosse Durchschlagskraft geworden. Auch hier tendiert die Abschreckung gegen null.

Anfang der Woche meinte der Pressesprecher des Weissen Hauses, eigentlich gehe es um einen Krieg der Narrative. Ein Narr wäre, wer das abstritte. Was den Wahlkampf betrifft, so verkörpert Hillary Clinton den Status quo mit all seiner politischen Korrektheit, Trump die rasche Reaktion aus dem Bauch heraus, die aber gelegentlich ins Schwarze treffen kann.

Der Wahlkampf dominiert alles. Doch die Realität gibt es auch noch. Bill Clintons Luftkrieg in den neunziger Jahren brachte den islamistischen Terrorismus nach Amerika. Irgendwie bemerkenswert, dass Hillary Clinton bei der Gedenkfeier am 9/11-Memorial an der Südspitze Manhattans zusammensackte.



Die Abschreckung tendiert gegen null: Präsidentschaftskandidatin Clinton.

## Kurt Fluris Demokratie light

Von Christoph Mörgeli

Volk und Stände als oberste Gesetzgeber haben am 9. Februar 2014 die eigenständige Steuerung der Zuwanderung beschlossen. Und Kontingente bei den Ausländern. Und jährliche Höchstzahlen. Und einen Inländervorrang. Doch die Parlamentsmehrheit will das alles nicht. Die Unternehmen sollen nur gerade freie Stellen an die Arbeitsämter melden – sofern es dem Bundesrat zufällig beliebt. Im Bundeshaus und in den Medien heisst diese Auftragsverweigerung nun «Inländervorrang light». In Wirklichkeit geht es dem Nationalrat bei der Nichtumsetzung des Volkswillens um die Installierung einer «Demokratie light».

Die Demokratieverächter werden angeführt vom Solothurner Nationalrat Kurt Fluri. Der freisinnige Staatsangestellte wirft sich zum Sprecher der «gesamtwirtschaftlichen Interessen» auf. Ausgerechnet Fluri, dem die Solothurner Handelskammer und der Solothurner Gewerbeverband bei den letzten Wahlen jede Unterstützung versagt haben. Ganz offiziell. Wegen Fluris wirtschaftsfeindlicher Politik. Dabei will die organisierte Wirtschaftsspitze von Economiesuisse und Arbeitgeberverband, dass der Bundesrat einseitig Höchstzahlen erlassen kann. Doch Kurt Fluri weiss besser, was unserer Wirtschaft frommt. Er behauptet flugs, die genannten Verbände seien nicht die Wirtschaft. Offensichtlich ist nach Meinung von Kurt Fluri der Staatsangestellte Kurt Fluri die Wirtschaft.

Kurt Fluris Partei hat am 30. November 2014 eine Medienmitteilung veröffentlicht, in der wörtlich steht: «Die FDP wird sich dafür einsetzen, die Masseneinwanderungsinitiative korrekt und ohne Verzögerungen umzusetzen.» Am 1. Dezember 2014 hat Kurt Fluri in der Zeitung *20 Minuten* «davon abgeraten, bei der Umsetzung der SVP-Zuwanderungsinitiative vom 9. Februar vom Initiativtext abzuweichen». Gegenüber der Schweizerischen Depeschagentur hat Fluri gleichentags festgehalten, wir sollten nach dem Nein des Volks zu Ecopop «nicht so weit gehen und sagen, man könnte nun deswegen vom Text der SVP-Initiative abweichen».

Heute sagt Kurt Fluri, die SVP trage «totalitäre Züge». Und findet es vollkommen in Ordnung, dass seine FDP ihren Nationalräten Stimmzwang und Maulkorb verpasst, um seinem demokratiefeindlichen Anliegen zum Durchbruch zu verhelfen. Schön sagte es Jean-Paul Sartre: «Um gut zu lügen, muss man selber eine Lüge sein.»

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

## Deutsche Bahn und Post kapitulieren

Von Peter Bodenmann — Schweiz: Unser Betonkopf Jürg Röthlisberger sieht nichts kommen.



Privates Monopol ersetzt staatliches Monopol: Münchner Fernreise-Unternehmen FlixBus.

Wie funktioniert der brutale, zerstörerische und deshalb auf einigen Feldern so erfolgreiche Kapitalismus? Deutschland hat vor nur drei Jahren den Markt für Fernbusse geöffnet. Verschiedene Anbieter suchten ihr Glück auf der Strasse. Unter ihnen die Deutsche Post und die Deutsche Bahn. Beide je für sich.

Die Preise rutschten in den Keller. Die Fernbusse schnappten der Bahn Kunden weg. Dieses Jahr werden sich 26 Millionen Fahrgäste in einen deutschen Fernbus setzen.

Das durch amerikanisches Kapital kontrollierte Unternehmen FlixBus übernahm mit Meifernbus zuerst das grössere Konkurrenzunternehmen. Kurz darauf kapitulierte die Deutsche Post und verkaufte ihre Flotte. Und jetzt zieht sich auch die Deutsche Bahn aus dem Geschäft zurück.

Neu kontrolliert FlixBus neunzig Prozent des deutschen Fernbus-Marktes. Ein faktisches privates Monopol ersetzt ein staatliches Monopol. Dies erhöht den Druck auf die mittelständischen Unternehmen und deren Chauffeure, die für FlixBus fahren. Marx *reloaded*.

Wer bei den Abfahrtszeiten flexibel ist, kann für 15 Euro in drei Stunden und 45 Minuten von Zürich nach München fahren. Preis pro Kilometer nur 5,3 Rappen. Zum Vergleich: Eine Fahrt von Zürich nach Bern wäre zu diesen Preisen für 6 Franken zu haben. Noch versucht die Schweiz, den Fernbusverkehr zu be-

hindern. Wer heute mit dem FlixBus von Zürich nach Freiburg im Breisgau fährt, darf – wegen des Kabotage-Verbots – in Basel nicht aussteigen. Machen die Gäste trotzdem. Auch wenn die Polizei, sie hat ja sonst nichts zu tun, ihnen auf den Fersen ist.

Kann man – um Hochpreisinseln zu verteidigen – gegen den Markt regulieren? Auf Dauer kaum, denn die Menschen stimmen auch im Fernverkehr mit den Füssen und den Hintern ab.

Tina Müller, die taffe Marketingchefin von Opel, bringt die mobile Zukunft in der deutschen *Wirtschaftswoche* auf den Punkt: «Künftig geht es in erster Linie nicht mehr nur darum, möglichst viele Autos zu verkaufen, sondern die Kunden zu bewegen, möglichst viele Kilometer mit uns zu fahren [...]» Dank autonom gesteuerten Elektroautos.

Anders sieht dies Betonkopf Jürg Röthlisberger von unserem Berner Bundesamt für Strassen: «Bis autonome Fahrzeuge das Strassenbild dominieren, dürften aber noch Jahrzehnte vergehen.» Und: «Die Strasse darf etwas dümmel sein als die Autos.» Das Bundesamt für Strassen nachweislich noch dümmel. So denkt auch Röthlisbergers ChefIn Doris Leuthard. Beide müsste man in den Ballenberg transferieren. Zwecks Schadenbegrenzung.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

# Die Relevanz der Langeweile

Von Kurt W. Zimmermann — Schon wieder eine Studie zur Medienqualität. Und schon wieder wissenschaftlicher Schabernack.

**W**elches Auto hat die grössere Qualität? Ein Lastwagen von Mercedes oder ein Sportwagen von Ferrari?

Wenn man Medienwissenschaftler fragt, ist die Antwort klar. Der Mercedes hat die viel höhere Qualität. Er ist volkswirtschaftlich relevant, sachorientiert und befriedigt gesellschaftlichen Bedarf. Der Ferrari hingegen ist individualistisch, emotionell und für das soziale Fortkommen ohne Relevanz.

Der Lastwagen ist ein Qualitätstransporter, der Sportwagen ist ein Nonsensegefährdeter. Der Lastwagen bekommt darum in einem Qualitäts-Ranking die hohe Note 8,6. Der Ferrari bekommt die tiefe Note 4,0.

Diese Woche ist wieder mal eine dieser Qualitätsstudien zum Journalismus erschienen. «Medienqualitätsrating 2016» heisst sie. Getestet wurde das News-Angebot der 43 führenden Zeitungen, Online-Sites, TV- und Radiogefässe. Ausgeführt wurde die Studie von den Medienprofessoren Mark Eisenegger, Diana Ingenhoff und Vinzenz Wyss. Ihre Resultate sind völlig überraschungsfrei.

Das weitaus beste Deutschschweizer Blatt ist demnach die *Neue Zürcher Zeitung*, gefolgt von *NZZ am Sonntag*, *Tages-Anzeiger*, *Aargauer Zeitung* und *Weltwoche*. Die qualitativ schlechtesten Angebote im Land bieten *Blick*, *Sonntagsblick*, *20 Minuten*, *Watson* und *Tele Züri*.

Überstrahlt allerdings werden sie alle vom öffentlichen Funk. Das beste News-Angebot des Landes liefert das «Echo der Zeit», die zweitbeste Redaktion hat das «Rendez-vous am Mittag». Auch «Tagesschau» und «10 vor 10» liegen, mit Ausnahme der *NZZ*, vor allen gedruckten Titeln.

Spitzenreiter «Echo der Zeit» kommt auf 8,6 Qualitätspunkte. Der *Blick* schafft gerade mal 4,0.

Und damit wären wir beim Hauptproblem der Studie. Sie ist zwar sorgfältig und fleissig gemacht, scheitert aber am Mercedes-Ferrari-Problem. Sie kann nicht zwischen Lastwagen und Sportwagen unterscheiden.

## Die Stärke eines Blick

Journalistische Qualität bewertet sie an vier Kriterien: Relevanz, also gesellschaftliche Bedeutung, Vielfalt, also möglichst breite Information, Einordnung, also Analyse von Zusammenhängen, sowie Professionalität, also emotionslose Objektivität.

Die höchste Qualität hätte damit eine nüchtern-hintergründige Analyse der aktuellen österreichischen Flüchtlingspolitik mit Ver-



Mercedes-Ferrari-Problem.

weis auf die Folgen für Eurosur und unter Berücksichtigung der Türkenbelagerung von 1529. Die tiefste Qualität hätte damit ein emotionelles Interview mit einem überarbeiteten Flüchtlingsbetreuer aus Chiasso, der seinen individuellen Frust beklagt.

Es ist wissenschaftlicher Humbug, die *NZZ* und den *Blick* an exakt denselben Kriterien zu messen. Doch genau das tut die Studie. Bei einer *NZZ* sind Relevanz, Vielfalt, Einordnung und Objektivität tatsächlich vorrangige Qualitätsmerkmale. Bei einem Boulevardmedium wie *Blick* oder *20 Minuten* erzeugen dieselben vier Kriterien das pure Gegenteil von Qualität.

Die Stärke eines *Blick* ist es ja gerade, irrelevante, aber interessante Storys auszugraben, singuläre Einzelschicksale des Alltags, und diese dann emotionell und subjektiv abzuhandeln. Die Qualitätsanforderung an die *Blick*-Gruppe ist nicht die umfassende Analyse der CVP-Familienpolitik von Vaterschaftsurlaub bis Wohnbauförderung. Die Qualität besteht darin, wie geschehen, als Erste über den Seitensprung des früheren CVP-Präsidenten und dessen Fruchtfolgen zu berichten.

Ich glaube, wir sollten unsere abgehobenen Medienwissenschaftler in die tägliche Medienrealität zurückholen. Wenn es nach ihnen ginge, dann hätten wir im Journalismus bald die höchste Qualität – und die höchste Langeweile.

# Deal-breakers

Von Beatrice Schlag — Was gar nicht geht.

**W**oher nehmen Menschen den Mut zu einem Date mit jemandem, den sie über eine Partnervermittlung im Internet gefunden haben? Oder, wenn sie sehr traditionell sind, über eine gedruckte Kontaktanzeige? Grosses Rätsel. Es sei denn, sie suchten beide nur Sex. Dann herrscht Einigkeit über ein akutes beidseitiges Begehren, bei dem nur zählt, ob man man einander anziehend genug findet für einen Versuch im Bett. Was man vermutlich ziemlich geradeheraus sagen kann, auch wenn es ein Nein ist. Das Nein macht keine Zukunftsträume zunichte. Oder nur die einer sehr kleinen Zukunft. Alle mit Hoffnungen auf ein gemeinsames Leben verknüpften Treffen hingegen scheinen mir von unvorstellbarer Kühnheit. Denn unsere Köpfe sind gerammelt voll mit *deal-breakers*. Das Wort ist fast unübersetzbar. In den Lexika stehen Übersetzungen wie «K.-o.-Kriterien», was kein Mensch sagt. Es sind so Sachen wie schräg abgetretene Schuhsohlen, schrille Stimmen, hängende Schultern – oder ein Nasenpiercing für jene, die kein Metall im Gesicht mögen. Wenn Sie mit offenen Augen durch die Strassen gehen, scheitern fast alle Entgegenkommenden an Ihren inneren *deal-breakers*. Hängende Hosenböden, aufgespritzte Lippen, schlaffe Gänge, affige Sonnenbrillen.

Woher die Hoffnung nehmen, dass ausgerechnet das Date, mit dem man verabredet ist, einen nicht innerlich aufjaulen lässt? Mit wie viel Aufmerksamkeit hört man jemandem noch zu, den man schon abgehakt hat wegen seiner abfälligen Bemerkung über Migranten oder wegen ihres blinden «Wir schaffen das»-Optimismus? Trotzdem kennt jeder Paare, die sich über das Internet kennengelernt haben und die gern zusammen sind. Vielleicht sind es neben der Erleichterung, nicht mehr allein zu sein, die gemeinsamen Interessen, die funktionieren. Jede Partnervermittlung verkuppelt Menschen mit den gleichen Vorlieben für TV-Serien, Museen oder das Snöben. Merkwürdigerweise kenne ich kaum muntere Paare, die besonders viele gemeinsame Interessen haben. Und viele, die nur noch durch ein paar gemeinsame Hobbys gekittet zu sein scheinen. Aber das sollte keine pessimistische Kolumne werden. Nur eine, die fragt, warum wir uns durch vermeintliche *deal-breakers* so viele Bretter vor den Kopf nageln. Auf Partnersuche und überhaupt.



## Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man in Rhäzüns ein Valser-Wasser bestellen? Diese Frage stellte ich mir am Schluss einer zweitägigen Wanderung in einem Restaurant. *Renato Probst, Oberbuchsitzen*

Die Frage ist für uns tatsächlich nicht neu. Ja, man darf in Rhäzüns Valser-Wasser bestellen und wird es wahrscheinlich auch erhalten. Unsere kommunalen Gesetze und Verordnungen enthalten dahingehend weder Verbote noch Einschränkungen. Aber man verliert einen Vorteil, wenn man in Rhäzüns kein Rhäzünser trinkt, denn Rhäzünser ist bekanntlich *gsünser*, und die ältesten Grossmütter kommen wohl nicht zufällig aus Rhäzüns. *Reto Loepfe, Gemeindepräsident von Rhäzüns GR*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Leserbriefe

«Ortsbild und Strassenleben sollten unbedingt höher gewichtet werden.» *Emilio Salami*

### Fensterläden zu

Nr. 37 – «Gemeinderating 2016»;  
Die attraktivsten Gemeinden der Schweiz

Die Autoren der Studie müssen ihre Kriterien revidieren, denn die diesmal angewandten führen in einigen Fällen zu Absurditäten. Nehmen wir das Beispiel Wallis, wo die drei grössten Kurorte die kantonale Rangliste dominieren. Zermatt ist für die Touristen gewiss eine erstklassige Destination. Für den Ganzjahresbewohner sieht es anders aus: Welche Attraktivität hat schon ein Wohnort, wo die Bevölkerungszahl im Jahresverlauf zwischen 6000 und 45 000 pendelt! Während mehrerer Monate im Jahr sieht man über 85 Prozent der Fensterläden geschlossen, und die Bausünden treten umso mehr hervor. Ortsbild und Strassenleben sollten unbedingt höher gewichtet werden, ebenso die Sicht des Ganzjahresbewohners.

*Emilio Salami, Brig*

### Unmissverständliches Zeichen

Nr. 36 – «Despoten»;  
Editorial von Roger Köppel

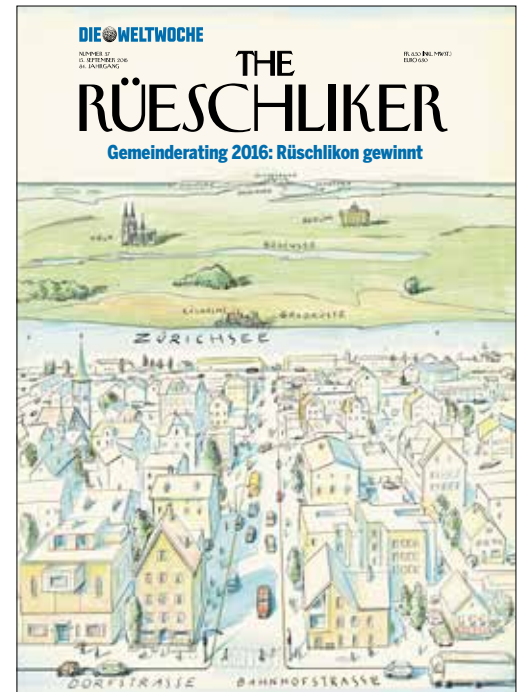
Es ist ungeheuerlich, wie Verfassung und Volkswille von gewissen Volksvertretern missachtet werden! Bei Amtsantritt legen Bundesräte und Parlamentarier feierlich einen Eid beziehungsweise ein Gelübde auf die Verfassung ab. Doch kaum sind sie gewählt, sind Eigeninteressen und Parteiparolen offenbar wichtiger, als die Verfassung zu schützen und den Volkswillen durchzusetzen. Auch der gesunde Menschenverstand scheint den Gesetzgebenden und Regierenden in Bundesbern weitgehend abhandengekommen zu sein. Wie sonst können solch verfassungswidrige Kompromisse wie in der «hochkarätigen» Staatspolitischen Kommission des Nationalrats zum MEI-Thema zustande kommen? Wo, bitte schön, haben die Schweizer Vertreter den EU-Vögten je die Stirn geboten und die in Überzahl vorhandenen Trumpfkarten der Schweiz konsequent eingesetzt? Roger Köppel hat recht: Das Volk muss aufstehen und an der Urne klare und unmissverständliche Zeichen setzen!

*Karl Bischofberger, Küsnacht*

### Ungerechtigkeit beheben

Nr. 36 – «Missgeburt oder Sozialheiligtum?»;  
Christoph Mörgeli über die AHV

Noch nie habe ich einen so informativen Artikel über die AHV gelesen. Nun ist die Zeit für gewisse weitere Verbesserungen dieser Versicherung gekommen. Seit der Einführung 1948 hatte ich ununterbrochen meine Beiträge ge-



«Für den Ganzjahresbewohner sieht es anders aus.»

zahlt. Meine Frau hatte ebenfalls Anrecht auf die volle Rente erworben. Als wir das Alter für den Bezug der Rente erreichten, erhielten wir beide zusammen leider wegen der «Heiratsstrafe» nur eine Rente plus eine halbe, obschon uns aufgrund der Beitragsjahre und der eingezahlten Prämien je eine Maximalrente zustände. Ehepaare werden im Gegensatz zu den Konkubinatspaaren zu doppelter Solidarität gezwungen, da sie mehr als die zum Erreichen der Maximalrente erforderlichen Prämien entrichtet haben und dann nicht die ihnen eigentlich zustehenden vollen Renten erhalten. Diese Ungerechtigkeit sollte nun unbedingt endlich abgeschafft werden.

*René M. Levkowitz, Forch*

Seit ich auf drei zählen kann, und das ist nun schon eine ganze Weile (ich bin seit acht Jahren AHV-Bezüger), versuchen bürgerliche Kreise, die AHV schlechtzureden. Zurzeit ist es die Volksinitiative «AHV plus», gegen die aus allen Rohren geschossen wird. Eine Erhöhung der AHV-Renten um zehn Prozent sei ein Luxus, den wir uns nicht leisten könnten, und die zu deren Finanzierung vorgesehene Erhöhung der Lohnbeiträge um 0,4 Prozent sei ein absolutes No-Go. Gleichzeitig höre ich, dass die bürgerlich dominierte Sozialkommission des Nationalrats genau das tun will, nämlich die Senkung des Umwandlungssatzes bei den Pensionskassen durch höhere Lohnbeiträge kompensieren. Als Begleitmusik soll die AHV geschwächt werden, indem jegliche Rentenerhöhung verweigert und durch einen kompli-

zierten Interventionsmechanismus auch eine zukünftige Entwicklung verunmöglicht wird.

Es geht also gar nicht darum, ob wir uns «AHV plus» leisten können, sondern um die Frage: Soll die AHV zugunsten der Pensionskassen zurückgebunden werden, oder wollen wir eine starke AHV, was die Geschäfte der privaten Versicherer einschränken würde? Der Konflikt ist so alt wie die AHV – und der Kampf der Privatassekuranz um ein möglichst grosses Kuchenstück ebenso. Ob erste, zweite oder dritte Säule: Altersvorsorge kostet. Bei der AHV erhält der Normalverdiener pro eingezahlten Franken am meisten Rente.

Dieter Liechti-Keller, Bülach

### Politische Hetze

Nr. 36 – «Saboteure: Diese Politiker sägen an der Demokratie»; *Weltwoche*-Titelblatt

Ich protestiere in aller Form gegen dieses Titelblatt. Es ist an politischer Hetze kaum zu überbieten und erinnert extrem an die Hexenjagden gegen Nichtgenehme in alten, anderen, sehr dunklen Zeiten. Ab wann denn werden Sie allenfalls Gefängnis für andersdenkende Bürgerinnen und Bürger fordern?

Peter Steffen, per E-Mail

Super, aber nicht verwunderlich – die Liste ist unvollständig. Leute wie Kathy Riklin, Regula Rytz, Eric Nussbaumer, Corrado Pardini und Beat Flach gehören ebenso dazu – ohne Wenn und Aber.

Wil Vonier, Oberrieden

Die Staatspolitische Kommission begeht Verfassungsverstoß, und (fast) alle Mitglieder des National- und Ständerats sowie des Bundesrats schauen zu. Oder schauen sie weg? Beides ist kriminell. Das Volk wird geknebelt in die Knie gezwungen. Das ist Diktatur. Deshalb müssen wir neue Strategien entwickeln. Wir müssen aufstehen. Auf die Strasse gehen. Demonstrieren. Verhindern. Behindern. Wir müssen uns befreien.

Peter Zurlinden, Thun

### Unheilige Allianz

Nr. 36 – «Zugewanderter Judenhass» von Bassam Tibi

Das deutsche «Pathos des Absoluten» kommt heute nicht mehr auf Panzerketten und in Wehrmachtsstiefeln, sondern eher in Birkenstock-Sandalen und mit erhobenem Zeigefinger daher. Der Moral-Imperialismus, mit dem die deutsche «Willkommenskultur» ganz Europa verordnet werden sollte, zeugt davon. Subtiler sieht es mit dem Antisemitismus in Deutschland aus. Offiziell nicht mehr existent, weil aus bekannten Gründen nicht sein kann, was nicht sein darf. Herr Tibi beobachtet jedoch richtig, dass Warnungen vor dem importierten

Judenhass verhallen. Aber wen wundert's? Längst werden Judenwitze auf Schulhöfen und an Stammtischen wieder augenzwinkernd geduldet. Wenn immer Israel es wagte, sich gegen Raketenbeschuss aus dem Gazastreifen zu wehren, spürte dies die jüdische Gemeinde in Deutschland meist sofort durch Pöbeleien und offene Feindseligkeit. Vor einigen Jahren zeigte eine Umfrage, dass Israel und nicht etwa der Islamismus in weiten Teilen der Bevölkerung als grösste Gefahr für den Weltfrieden gilt.

Wenn nun Zuwanderer aus dem islamischen Raum offen Judenhass verbreiten, ist das manchem nur recht. Wenn Flüchtlinge ohnehin scheinbar Narrenfreiheit geniessen, freut man sich doch lieber über das neue, laute Sprachrohr. Der (oft totgesagte) Antisemitismus in Deutschland wird so bequem outgesourct. Die Islamisten sprechen aus, was «wir» nicht sagen dürfen. Herr Tibi hat recht: eine unheilige Allianz, die sich da zusammenbraut.

Alexander B. Bühlow, Zihlschlacht

Ein Bravo für die *Weltwoche*, dass sie immer wieder Berichte des renommierten Islamforschers Prof. Bassam Tibi veröffentlicht. Er ist ein ausgezeichnete Prophet. Was er in seinen Büchern bereits vor zehn oder noch mehr Jahren voraussagte, ist fast restlos eingetroffen. Als liberaler und mutiger Muslim wagt er Kritik am Islam, aber auch am Westen, dem er blauäugige Toleranz vorwirft. Mögen noch viele aktuelle Beiträge von Bassam Tibi erscheinen. *Beatrice Trachsel, Fraubrunnen*

### Den «Kurz-Lätz» gibt es

Nr. 34 – «Schwingen für Anfänger» von Thomas Renggli

Schön, dass die *Weltwoche* dem Sport und Volksgut Schwingen viel Raum gegeben hat. Darunter manch Interessantes. Zum erwähnten Beitrag möchte ich aber Folgendes sagen: Das offizielle Organ des Eidgenössischen Schwingerverbands nennen die Schwingler nicht *Jodlerzeitung*, sondern *Schwingerzeitung*, offiziell: *Schwinger-, Hornusser- und Jodlerzeitung*, denn es

sind drei Verbände, die gemeinsam eine Zeitschrift herausgeben. Die Beschreibung des gewöhnlichen «Kurz» ist unklar; richtig ist: Der Widersacher wird von den Armen des Angreifers an dessen linke Rumpf-Vorderflanke heran- und hochgezogen, dies erfolgt kombiniert mit dem Anheben des linken Knies zwischen den gegnerischen Beinen und mit anschliessend rundem Ableeren. Auch der Hinweis, dass ein «Kurz» nie ein «Lätz» sei, trifft nicht zu, denn es gibt den «Kurz-Lätz», mit dem der Kontrahent in seiner «Kurz»-Parade vom «Kurz»-ziehenden Schwinger nach links auf den Rücken «abgelätzt» werden kann. Noten: Zirka achtzig Prozent der Niederlagen werden mit der Note 8.50 bewertet. Die für eine Niederlage höchstmögliche Note, 8.75, erhält der Unterlegene, wenn er einen offensiven, sehr guten Kampf geboten hat, jedoch dem Gegner der Siegeswurf glückt. Die Tiefstnote 8.25 wird nur sehr selten geschrieben. Unentschiedene Duelle werden meistens mit 8.75, bei sehr guter Schwingweise mit 9.00 bewertet. Für einen gewonnenen Gang ohne Plattwurf erhält der Schwinger meist 9.75, äusserst selten 9.50.

Hans Hösli, Mollis

### Weltwoche allgemein

Wird es zur Mode in der *Weltwoche*? Seit einiger Zeit werden in etlichen Beiträgen Fremdwörter in Klammern übersetzt – zum Beispiel: Leukämie (Blutkrebs). Hält die *Weltwoche* ihre Leserschaft für dermassen ungebildet oder ignorant, dass sie selbst derart gebräuchliche Wörter übersetzen muss? Warum dann nicht auch «Dekadenz» oder «wawrinkamässig»? Also bitte schön: Wer nicht weiss, was gemeint ist, soll doch nachforschen; so bleibt es dann auch noch länger im Gedächtnis.

Helmut Beyer, Dürnten

### Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,  
Förrlibuckstrasse 70, Postfach,  
8021 Zürich.  
E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).

## DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR IT-SPEZIALISTEN

Mit [www.itjobs.ch](http://www.itjobs.ch) die besten  
IT-Spezialisten finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH  
Technoparkstrasse 1  
8005 Zürich  
044 440 10 80  
[www.itjobs.ch](http://www.itjobs.ch)



# Unbefleckte Empfängnis

CVP-Politiker Christophe Darbellay macht mit einer Sexaffäre Schlagzeilen. Bisher ging der Kandidat für den Walliser Staatsrat noch aus jeder Wahl als Sieger hervor. Auch diesmal?

Von Hubert Mooser

Wenn der CVP-Präsident das Wort ergriff, wei-belte er meistens auch für traditionelle Werte. Christophe Darbellay war es, der die CVP als Familienpartei etablierte. Und er zelebrierte dieses Bild auch in Homestories, in denen er Reportern einen grosszügigen Blick in sein Privatleben gestattete – zum Beispiel 2013, als er mit seiner neugeborenen Tochter in den Armen für einen neuen Familienartikel trommelte.

Doch vor einigen Tagen ist Darbellays heile Welt aus den Fugen geraten, nachdem er dem *Sonntagsblick* einen Seitensprung mit Folgen beichten musste. Darbellay ist in den ersten Septembertagen zum vierten Male Vater geworden. Die Mutter ist eine in der Schweiz lebende Texanerin mit Jahrgang 1976, Expertin für internationales Handelsrecht und gelernte Sopranistin. Seine eigene Frau, mit der er seit 2008 verheiratet ist, informierte Darbellay erst wenige Tage vor der Geburt des unehelichen Sohnes. Die Bettgeschichte nimmt je länger, je mehr die Dimension einer Affäre an, weil vieles im Dunkeln liegt und wilde Spekulationen ins Kraut schiessen. Wie ist die Geschichte in den *Sonntagsblick* gekommen? War es ein einmaliger Ausrutscher, wie dies Darbellay im *Sonntagsblick* ausführte? Von der Beziehung zwischen Darbellay und der Texanerin kommen immer mehr Details ans Tageslicht.

## Böser Verdacht wegen eines Blogs

Die frohe Botschaft von der Geburt des Kindes gelangte zuerst kontrolliert an die Öffentlichkeit. Darbellay schaltete mit Andreas Meili einen erfahrenen Medienanwalt ein, der das Wording mit dem *Sonntagsblick* ausfasste. «Als ich im vergangenen Dezember, bevor ich meine Amtstätigkeit in Bern beendete, eine Nacht mit einer Frau verbrachte», liess sich Darbellay im *Sonntagsblick* zitieren, «habe ich einen schweren Fehler begangen.» Der CVP-Politiker entschuldigte sich öffentlich und ging auf Tauchstation.

Die Diskretion hielt nicht lange: Bald schon kursierten unter Medienleuten Auszüge aus einem Blog der Kindsmutter, und die *Schweizer Illustrierte* veröffentlichte prompt Teile davon. «Ihr Sohn sei vom lieben Gott», schrieb die tief religiöse Frau. Das ist der etwas bigotte Teil der Geschichte. Der weltliche Aspekt ist problematischer. Denn der himmlische Bote offenbarte sich der Jungfrau diesmal nicht in der Gestalt von Erzengel Gabriel, sondern in der Person von CVP-Präsident Christophe Darbellay, der vor einer schwierigen Wahl steht.

Im Frühjahr 2017 wird der Walliser Staatsrat neu bestellt, Darbellay ist der Unterwalliser Kandidat der CVP und soll die Wahlkampf-lokomotive spielen gegen die aufstrebende SVP von Staatsrat Oskar Freysinger. «Bis jetzt hat ihm diese Geschichte eigentlich nur wenig geschadet», glaubt Ständerat Jean-René Fournier, der dem konservativen Flügel der Walliser CVP zugerechnet wird. Und Nationalrat Yannick Buttet sagt, er habe Mails von Parteileuten aus dem stockkonservativen Val d'Anniviers erhalten, früher eine Hochburg von Darbellays Gegnern, die ihn jetzt erst recht unterstützen wollten. Und vorerst stellt sich auch der Präsident der CVP Unterwallis, Serge Métrailler, hinter seinen Spitzenkandidaten.

Die aktuell zur Schau getragene Eintracht der CVP-Corona könnte sich auch schnell wieder eintrüben, wenn weitere Details aus dem Privatleben des ehemaligen CVP-Chefs an die Öff-



«Vom lieben Gott»: Mutter des unehelichen Sohnes.

fentlichkeit gelangen, die sich mit den Werten der Partei nicht vertragen. Etwa weitere und belastende Beiträge aus dem Blog der Kindsmutter. Seit Tagen wird zwischen Journalisten und Walliser Politikern ein in Englisch abgefasster Blogbeitrag herumgereicht. Ob er tatsächlich von der Texanerin stammt und ob sich die darin aufgelisteten Vorwürfe gegen Darbellay richten, lässt sich nicht mit Gewissheit belegen.

Der Walliser Politiker lässt über seinen Anwalt ausrichten, dass sein Mandant in der Sache keine weiteren Auskünfte erteilen wolle. Der Schaden ist aber längst angerichtet, und die Gerüchteküche brodeln, zumal der Eintrag den bösen Verdacht nährt, dass die Geschichte zwischen ihm und seiner Geliebten zu Beginn der

Schwangerschaft nicht ganz so gesittet abließ, wie er dies nach der Geburt des Kindes darlegte. Er habe sie fallengelassen, ihr schlimme Sachen gesagt, kann man dort unter anderem nachlesen, aber sie verzeihe ihm.

Der 1,95 Meter grosse Strahlemann der CVP, der spät heiratete, stand zu diesem Zeitpunkt in Bern längst im Ruf eines Frauenschwarms und Verführers. Charmebolzen Darbellay hat dieses Image auch bei jeder Gelegenheit kräftig kultiviert – zum Beispiel, als er 2008 demonstrativ Miss-Schweiz-Kandidatin Nancy Kabika das Bundeshaus zeigte. Im politischen Bern nahm man das augenzwinkernd und mit heimlicher Kumpanei zur Kenntnis.

Der Walliser Politiker und die Sängerin aus Texas kennen sich nicht erst seit dem folgenreichen Abend im Dezember 2015. Seit Jahren arbeiten sie gemeinsam an einem Fundraising zugunsten des Hospizes der Chorherren auf dem Grosse St. Bernhard. Er präsierte das Unterstützungskomitee zur Restauration der geschichtsträchtigen Unterkunft. Sie trat an Spendenveranstaltungen als Sopranistin auf und führte Journalisten auf dem Pass herum. Und dann wurde der Grosse St. Bernhard zur grossen Versuchung für den Spitzenpolitiker.

## Der Darbellay-Clan ist eine Macht

Christophe Darbellay pflegte schon immer ein spezielles Verhältnis zu Pass und Chorherren. Seine Grossmutter diente in jungen Jahren den Augustiner Patres als Dienstmagd. Die Familie stammt aus Liddes, dem zweitletzten Dorf vor der Passhöhe. Darbellays Grossvater Josef zog 1947 mit seiner Frau und den zwölf Kindern hinunter in die Talebene nach Charrat. Die Kinder sollten es besser haben, in Charrat bot sich ein leichteres Auskommen als in der kargen Bergwelt von Liddes.

Eine Generation später sind die Darbellays eine Macht im Tal. Es gibt 300 direkte Nachfahren des Patriarchen Josef, untereinander pflegen sie ein enges Familienverhältnis. Einmal im Jahr trifft sich der Clan in Charrat. Der Zusammenhalt der Familie ist aussergewöhnlich, und Christophes Vater hat in einer Familienchronik das Geheimnis dieser engen Bande verraten: eine im Wallis seltene harmonische Erbteilung zwischen den dreizehn Nachkommen.

Der Clan ist heute so etwas wie Christophe Darbellays Rückgrat. Sein Vater war CVP-Gemeinderat in Conthey, sein Onkel Vital Darbellay christlich-sozialer Nationalrat und CVP-Fraktionschef in den 1980er Jahren. Darbellay





«Irgendwann fing er wohl an, sich für unverwundbar zu halten»: Christlichdemokrat Darbellay.

ist der Hoffnungsträger der nächsten Generation. Mit seiner Karriere ging es schnell und steil nach oben. Jungpolitiker müssten sich in Gemeinde und Kanton abstrampeln, damit altgediente Ständeräte sich selber zelebrieren könnten, liess sich der 28-jährige Aufstrebler in der *Berner Zeitung* zitieren. Es war eine Kampfansage an das Walliser CVP-Establishment. Bei den Ständeratswahlen 1999 schnürte Darbellay mit Pascal Couchepins Freisinnigen und Peter Bodenmanns SP ein Päckli, liess sich als Sprengkandidat der Unterwalliser CSP aufstellen, erzielte aus dem Stand heraus zwanzig Prozent der Stimmen und brachte die damals noch fast allmächtige CVP an den Rand einer Niederlage.

Die CVP-Notabeln empfanden den Angriff als Affront. Aber Darbellay setzte noch einen drauf: Nach der Wahl liess er sich vom freisinnigen Couchepin, damals Wirtschaftsminister und Erzfeind der Katholisch-Konservativen im Wallis, als Vizedirektor im Bundesamt für Landwirtschaft engagieren. 2002 folgte der nächste Paukenschlag des Jungstars. Der ambitionierte Darbellay gab seinen Parteiaustritt bei der CSP bekannt und liess sich von der CVP als Nationalratskandidat aufstellen. Darbellay wolle seine Karriere auf Kosten der politischen Linie beschleunigen, warfen ihm nun CSP-Parteileute vor. Bei den Wahlen 2003 wurde er dann prompt Nationalrat. Drei Jahre später wählten ihn die CVP-Delegierten zur ihrem Präsidenten.

Am Ende der letzten Legislatur trat er nach zwölf Jahren als Nationalrat zurück, im Frühjahr 2016 gab er auch das Amt des Parteichefs ab. Seither bereitet er sich indes in seinem Wohnort Martigny-Combe auf die kommenden Staatsratswahlen vor. Seit acht Jahren strebt er diesen Sitz an. Mitten in die Wahlvorbereitungen platzte nun der *Sonntagsblick* mit Darbellays Frauengeschichte.

Spott und Häme ergiessen sich seither über den Kandidaten: Mit seinem Seitensprung liege er ganz in der Tradition grosser Walliser Staatsmänner, witzelte ein hochrangiger lokaler Kantonspolitiker. Vielweiberei und uneheliche Kinder waren in der Walliser Noblesse bis in

---

## Vielweiberei war in der Walliser Noblesse bis in höchste klerikale Kreise gang und gäbe.

---

höchste klerikale Kreise gang und gäbe. Der Walliser Volkstribun Georg Supersaxo zum Beispiel, der im 16. Jahrhundert als Verbündeter des französischen Königshauses die europäische Geschichte mitprägte und als grosser Gegenspieler von Kardinal Matthäus Schiner in die Annalen einging, war der uneheliche Sohn von Bischof Walter Supersaxo. Kein Wunder, schreibt Darbellays Geliebte im Blog, ihr Kind werde einst grosse Taten vollbringen.

Das Establishment sah über die sexuellen Eskapaden seiner Leader grosszügig hinweg – wie auch jetzt bei Darbellay. Er selber zeigte sich indessen weniger nachsichtig bei Fehlritten anderer Parteileute. 2008 wurde ein Unterwalliser CVP-Grossrat nackt und beim Konsumieren von Drogen gefilmt, die Bilder wurden vom *Sonntagsblick* veröffentlicht. Darbellay drängte das verirrte Schäfchen gnadenlos aus der Partei.

## Für einmal zeigte er sich konsequent

Egal, welche Krämpfe er im Wallis inszenierte, ob er sich in kindischem Übermut als Drahtzieher der Blocher-Abwahl outete oder welche politischen Pirouetten er später als CVP-Präsident drehte, Darbellay überlebte alles. Wo immer er zu Wahlen antrat, erzielte er Traumresultate, wie 2011, als er von 160 Nationalratskandidaten das beste Resultat erzielte. «Irgendwann fing er wohl an, sich für unverwundbar zu halten», meint eine Walliser CVP-Politikerin. Und er trieb es immer bunter. Ob bei Christa Markwalder (FDP) im Garten oder bei Partys von Journalisten, kein Fest ohne «Darby», wie ihn in Bern alle nennen – bis ihm das letzte Fest in Bern schliesslich zum Verhängnis wurde.

Als er vor Jahren einmal bei einer CVP-Wahlveranstaltung im Kanton Aargau auftrat, erklärte Darbellay, wie wichtig es sei, die Sozialwerke finanzierbar zu erhalten. Und er betonte, dass es dazu auch mehr Kinder brauche: Wenigstens in diesem Punkt hat Darbellay konsequent politisiert. ○



*Rentables Geschäftsmodell:* Gewerkschaft Unia demonstriert mit Gipsern in Zürich, 2015.

# Die Kosten der offenen Grenzen

Die Personenfreizügigkeit bringt der Schweizer Wirtschaft Aufwendungen in Form der flankierenden Massnahmen, aber richtig gefährlich ist der Personalaufbau im öffentlichen Sektor.

Von Beat Gygi

Wie stark belastet die Personenfreizügigkeit durch Nebenwirkungen die Schweizer Wirtschaft? Europapolitiker und Ökonomen fordern immer wieder, die Offenheit der Grenzen für Personen müsse als wichtige Freiheit und treibende Kraft der Wirtschaftsentwicklung zwingender Teil der Rechtsordnung bleiben, aber gleichzeitig sind sie für komplizierte Regulierungen, die diese Kräfte bremsen. Sie schütten Sand ins Getriebe. Dies gilt als Preis dafür, dass die Gewerkschaften die Personenfreizügigkeit unterstützen.

In der Schweiz wurden zum Schutz der Erwerbstätigen vor «missbräuchlichen Unterschreitungen der Schweizer Lohn- und Arbeitsbedingungen» 2004 die sogenannten flankierenden Massnahmen eingeführt. Diese Massnahmen sollen Arbeitnehmer und Firmen so vor der Konkurrenz aus dem Ausland schützen, dass die Ausländer nicht mit ihren niedrigeren Preisen und Kosten punkten können. Nein, diese müssen ihre Löhne und Kosten auf Schweizer Niveau erhöhen, was einer Art Zoll entspricht, den weitgehend Schweizer Konsumenten und Erwerbswillige bezahlen und den grossenteils Ausländer einkassieren.

## Busse und Sperrung

Vergangene Woche sprachen sich Ständerat und Nationalrat für eine Stärkung der flankierenden Massnahmen aus, die wenig Aufsehen erregte, die aber zeigt, wie die Regulierung der

Arbeitsmärkte fast unaufhaltsam weitergeht. In diesem Geschäft ging es darum, die Bussen im Falle von Verletzungen der Vorschriften zu Mindestlohn und Arbeitsbedingungen von 5000 auf 30 000 Franken zu erhöhen. Der Bundesrat hat die bisherigen Bussen gegen sogenanntes Lohndumping für zu niedrig befunden. Parlamentarier, Wirtschaftsverbände und Gewerkschaften betonen nun, mit der Bussenerhöhung würden sie nicht die Regulierung ausdehnen, sondern einfach bisherige Regeln besser schützen. Die Politiker weiten aber die Eingriffe auch laufend aus. Die Bussenerhöhung wird kombiniert mit der Möglichkeit, gegen fehlbare ausländische Firmen zugleich eine Dienstleistungssperre in der Schweiz auszusprechen – bisher galt: entweder Busse oder Sperrung. Zudem wird das Erlassen von Mindestlohnvorschriften erleichtert, indem die Kriterien für die Verlängerung eines Normalarbeitsvertrages gelockert werden.

Normalarbeitsverträge sind eigentlich nicht Verträge, sondern staatliche Vorschriften zu Mindestlöhnen und Arbeitsbedingungen, die in bestimmten Gebieten und Branchen «bei wiederholter missbräuchlicher Lohnunterbietung» erlassen werden. Alle Betriebe der betroffenen Branche sind dann verpflichtet, diesen Mindestlohn einzuhalten. Es ist also eine Art Gipsverband um die Arbeitsverträge herum, damit die Löhne und Standards nicht zu tief sinken.

Normalarbeitsverträge kommen überall da

zum Zug, wo es keine Gesamtarbeitsverträge gibt, also in Branchen und Gebieten, in denen die Leute nicht in Gewerkschaften und Arbeitgeberverbänden organisiert sind. Typisch ist das für die Landwirtschaft oder die Hausarbeit mit zahlreichen einzelnen Haushalten als Nachfragern und zahllosen Saisonarbeitern, Putzfrauen und andern Dienstleistungsanbietern. Heute sind Normalarbeitsverträge in den Kantonen Wallis, Genf, Jura und vor allem Tessin in Kraft.

Viel gewichtiger sind jedoch die im Arbeitsmarkt gut organisierten Branchen. Meist werden da zwischen Gewerkschaften und Arbeitgeberverbänden oder Firmen branchenweise Gesamtarbeitsverträge ausgehandelt. Es gibt rund 600 Gesamtarbeitsverträge (GAV), die etwa die Hälfte aller Erwerbstätigen erfassen, also die Arbeitsverhältnisse von ungefähr zwei Millionen Arbeitnehmern regeln, dies vor allem bezüglich Mindestlöhnen und Arbeitszeiten. Ein Kernstück ist der paritätische Vollzug, nämlich die Umsetzung der Vorgaben in die Praxis und deren Überwachung. Paritätisch heisst, dass Arbeitgeber und Gewerkschaften sich die Aufgabe teilen. Vor allem die Gewerkschaften haben aufgerüstet und die Entschädigung für Vollzug und Kontrolle für sich zu einem rentablen Geschäftsmodell gemacht.

Die Regulierung kann noch strenger sein. Bei «wiederholter und missbräuchlicher Unterbietung der orts-, berufs- oder branchenüblichen Löhne» können Bestimmungen eines

Gesamtarbeitsvertrages vom Bund erleichtert als allgemeinverbindlich erklärt werden, sie gelten dann für alle Firmen der Branche. Der Anzahl nach ist zwar nur gut ein Zehntel der GAV für allgemeinverbindlich erklärt worden, aber das sind die grossen Brocken, sie erfassen immerhin etwa eine Million Arbeitnehmer.

Der Aufwand zur Regulierung ist das eine, das andere ist die Gefahr, dass der Arbeitsmarkt unflexibel wird und so seine typische Schweizer Qualität verliert. Verschiedene Vertreter der Arbeitgeberseite in paritätischen Kommissionen oder in tripartiten Kommissionen sehen ein steigendes Risiko, dass immer mehr Arbeitsverhältnisse durch Mindestlöhne und andere Vorschriften in einen allzu engen Rahmen gezwängt werden. Vom Bund her wird das jedoch relativiert. Boris Zürcher, Leiter der Direktion Arbeit des Staatssekretariats für Wirtschaft (Seco), weist darauf hin, dass die Gesamtarbeitsverträge private Vertragsverhältnisse seien, nicht staatlich angeordnete. Ein GAV sei immer das Resultat, das zwei private Partner ausgehandelt hätten. Firmen wie auch Gewerkschaften hätten ja zudem oft gleichermassen ein Interesse an geregelten Verhältnissen in ihrer Branche.

Im Vergleich mit dem Ausland sei aber in der Schweiz die Gefahr viel geringer, dass der Arbeitsmarkt unbeweglich werde. Viele andere Länder hätten staatlich fixierte Mindestlöhne, oft sogar flächendeckende, was die Arbeitsmärkte tatsächlich unflexibel mache. In der Schweiz dagegen sei ein GAV immer auf Branchen und Gebiete beschränkt. Da die Verträge zudem befristet seien, könne man diese auch immer wieder den Verhältnissen anpassen. Schliesslich seien die Schweizer Sozialpartner grossenteils vernünftig. Nach dem Wegfall der Euro-Franken-Untergrenze etwa sei es für viele Firmen kein Problem gewesen, die Arbeitskosten zu senken, indem die Mitarbeiter zum gleichen Lohn länger gearbeitet hätten.

Der grosse Teil der Normal- und Gesamtarbeitsverträge betreffe Gastronomie, Bauwirtschaft oder Personalverleih, also Branchen, die eher der Niedriglohnkonkurrenz ausgesetzt seien. Aber Bereiche mit höherem Lohnniveau würden kaum eingeengt, jedenfalls gebe es keine Anzeichen am Arbeitsmarkt. Der grösste Teil der Arbeitslosigkeit sei jeweils vorübergehend, weil Stellensuchende eine gewisse Zeit brauchen, um einen neuen Job zu finden. In kaum einem anderen Land fänden Arbeitslose derart leicht wieder eine neue Stelle.

Trotzdem sieht Zürcher die Gefahr, dass sich an den Arbeitsmärkten Verkrustungen ergeben können, die sich hartnäckig halten werden. Aber bei diesen Überlegungen hat er den öffentlichen Sektor und weniger die von GAV und Sozialpartnern geprägten Branchen im Blick. Seiner Ansicht nach wird zu wenig beachtet, dass die Schweizer Wirtschaft nach der Finanzkrise anders gelagert ist als vorher. In den Jahren 2002 bis 2008 dehnte sich die Wirtschaft mit ei-

ner jährlichen Wachstumsrate von 2,6 Prozent aus. Wichtigste Treiber der Wertschöpfung waren Handel und Reparatur von Kraftfahrzeugen (Wachstumsbeitrag: 26 Prozent) sowie das verarbeitende Gewerbe und die Warenproduktion, also Industrie und Gewerbe (26 Prozent). Kräftig waren noch die Finanzdienstleistungen (11 Prozent), mittelmässiger der Immobiliensektor (8 Prozent) und die Versicherungen (7 Prozent).

Dieses Bild von einer Wirtschaft, die vieles im Inland erarbeitet und in grossem Stil im Ausland verkauft, hat sich nach Zürchers Einschätzung

## Seit der Finanzkrise ist die Schweiz viel stärker nach innen orientiert.

seit 2008 stark verändert. Seit der Finanzkrise ist die Schweiz demnach viel stärker nach innen orientiert, man kann auch sagen: mehr konsumorientiert und mehr mit sich selbst beschäftigt. In diesen Jahren erreichte die durchschnittliche Wachstumsrate nur noch 1,2 Prozent. Der grösste Wachstumsbeitrag kam zwar immer noch von Industrie und Gewerbe (21 Prozent), aber praktisch gleich stark legte das Gesundheitswesen (20 Prozent) zu. Weitere Wachstumszweige waren die Immobilien (19 Prozent), die öffentliche Verwaltung (13 Prozent), die Versicherungen (9 Prozent) und die Bauwirtschaft (8 Prozent), also alles Inlandgeschäfte. Die Finanzdienstleistungen dagegen schrumpften in dieser Zeit.

Noch greller ist der Kontrast beim Blick auf die Beschäftigung. An erster Stelle kommt das Gesundheits- und Sozialwesen, das in der Periode 2002 bis 2008 für 21 Prozent der Stellenausweitung verantwortlich war, in der Zeit von 2008 bis 2015 sodann für 39 Prozent. Bis 2008 spielten daneben die «normalen» Branchen noch eine gewichtige Rolle, nach der Finanzkrise kamen von ihnen aber nur noch geringe Beschäftigungsimpulse; relativ starke Kräfte waren dafür die Segmente freie Berufe und Wissenschaft, Erziehung und Unterricht sowie öffentliche Verwaltung. In absoluten Zahlen sieht das wie folgt aus: Zwischen 2002 und 2008 wuchs die Beschäftigung in der Schweiz um knapp 394 000 Stellen, davon gingen rund 84 000 aufs Konto Gesundheits- und Sozialwesen. Seit der Finanzkrise sind in der Schweizer Wirtschaft 330 000 Stellen dazugekommen, und fast 130 000 tragen die Etikette Gesundheit und Soziales.

### Staatlich geschützte Lohnmauern

Bildlich kann man sich die Auswirkungen der Personenfreizügigkeit etwa so vorstellen: Die freie Zuwanderung ausländischer Arbeitskräfte führte im Privatsektor dazu, dass staatlich gebilligte und gestützte Lohnmauern hochgezogen wurden, damit die Ausländer nicht gleich alles überschwemmen: Zugang hat demnach nur, wer zu Schweizer Löhnen und Arbeitsbedingungen arbeitet. Die Gestaltung der Mau-

ern und die Überwachung der Eintretenden ist im Rahmen des Gesetzes weitgehend Sache der Arbeitgeber und Gewerkschaften, die ihre Kontrollequipes patrouillieren lassen. Seit 2004 ist rund die Hälfte der Arbeitnehmer in Gesamtarbeitsverträge eingeschlossen worden. Immerhin haben die Sozialpartner ein Interesse daran, dass in ihren Revieren die Löhne und Arbeitsvorschriften so flexibel bleiben, dass die Firmen in den Märkten rentabel arbeiten können.

Viel gefährlicher sieht das in staatlichen und staatsnahen Branchen wie Gesundheit, Soziales, Erziehung und Bildung aus. Im Gesundheitswesen ist der Wert der Leistungen praktisch unbekannt, es gibt kaum Marktpreise, nicht einmal die Qualität kennt man. Wertschöpfung wird behelfsmässig an den Kosten gemessen. Werden Stellen geschaffen, ist kaum überprüfbar, ob diese produktiv genug sind, um die Kosten zu decken. Löhne werden nicht in privaten Verträgen, sondern in staatlichen Lohnskalen festgelegt, die von hartnäckiger Starrheit sind. Und das ist der Sektor, dessen Beschäftigung seit Jahren rasant wächst und Zuwanderer anzieht wie ein Magnet.

Wenn flankierende Massnahmen wie Sand im Getriebe der Arbeitsmärkte sind, dann muss man sagen: Die Zuwanderung in den unkontrolliert wachsenden Gesundheits- und Sozialsektor ist wie Flüssigbeton, der nach der Erstarrung nicht mehr wegzubringen ist. ○



Brigitte Häberli-Koller  
Ständerätin  
CVP Thurgau

**“Umweltschutz ist wichtig, aber die Initiative schiesst weit über das Ziel hinaus.”**

[www.grüne-verbotswirtschaft.ch](http://www.grüne-verbotswirtschaft.ch)

Am 25. September

**NEIN**

zur grünen  
Verbots-Wirtschaft



HEV Schweiz  
Postfach, 8032 Zürich

# Königin des Stellenausbaus

Die Bundesverwaltung wächst und wächst – allerdings sehr unterschiedlich. Während bei der Armee fast tausend Stellen wegfielen, gibt es zwei Departemente, die ein Plus von 50 Prozent und mehr aufweisen. *Von Peter Keller*

«Projektmanager/-in Integrale Sicherheitskonzepte (40%)», «Agronom/-in oder Biolog/-in im Fachbereich Nachhaltiger Pflanzenschutz (80%)», «Hochschulpraktikant/-in Schweizerische Botschaft Tirana (100%)» ... Das Stellenangebot des Bundes ist vielfältig und gross. Auf der entsprechenden Website sind aktuell auf 22 Seiten verschiedenste Jobangebote ausgeschrieben, immer brav gendgerecht formuliert und oft als Teilzeitanstellung: «Asyl-Dolmetscher/-in (10–100%)», «Juristin/Jurist Mehrwertsteuer (80–100%)», «Lernende/r Logistiker/-in Fachrichtung Lager, Fotografin/Fotograf»: «Rücken Sie die Schweizer Armee ins rechte Bild und bewegen Sie sich am Puls der Schweizer Politik» – dafür ist immerhin eine Halbtagsstelle vorgesehen.

## Ausgabefreudiger Aussenminister

Seit dem Jahr 2000 wächst das Stellentotal beim Bund stetig an, mit einer Ausnahme: In den vier Blocher-Bundesratsjahren nahm die Zahl der Beschäftigten deutlich ab – um 2500 Vollzeitpensen auf gut 32 000 Mitarbeiter. Nach seiner Abwahl 2007 steigen die Zahlen jedoch wieder kontinuierlich an auf heute 34 934 Stellen. Allerdings gibt es je nach Departement und Aufgabenbereich sehr unterschiedliche Entwicklungen. Während das Total des Bundes seit 2000 um 11,7 Prozent wuchs, sind zwei deutliche Ausreisser nach oben festzustellen. Einmal – weniger überraschend – das Aussendepartement (EDA): Hier wuchsen die Stellen um fast die Hälfte (49,8%) von 2763 auf 4140 Beschäftigte (2015). Das Wachstum ist insofern logisch, weil auch die Ausgaben in diesem Departement überdurchschnittlich gewachsen sind: von 2,271 Millionen (2000) auf 3,998 Millionen im Voranschlag für das kommende Jahr.

Kein Bundesrat lässt die Millionen und Milliarden so grosszügig sprudeln wie Aussenminister Didier Burkhalter (FDP). So hatten seine Verwaltungsleute auch erfolgreich gegen die in der Finanzkommission geplante Dämpfung der Ausgaben im Bereich Entwicklungshilfe gewebelt. Schliesslich brachten drei Freisinnige im Nationalrat die moderate Kürzung zu Fall: Kurt Fluri (FDP, Solothurn) und Laurent Wehrli (FDP, Waadt) stimmten dagegen, Doris Fiala (FDP, Zürich) enthielt sich, womit die knappe Mehrheit nach links kippte.

Die Königin beim Ausbau der Verwaltung heisst indes Doris Leuthard (CVP). Die nach dem Abgang von Eveline Widmer-Schlumpf



57,3 Prozent mehr Stellen: Doris Leuthard.

noch mächtiger gewordene Vorsteherin des Uvek verzeichnet den relativ grössten Zuwachs an Vollzeitstellen: Seit 2000 wuchs ihr Departement von 1420 auf 2234 Stellen, was einem Plus von 57,3 Prozent entspricht. Damit fallen alle anderen Kollegen weit ab. Sowohl das Volkswirtschafts- wie auch das Finanzdepartement verzeichnen einen im allgemeinen Durchschnitt liegenden Zuwachs von 10,9 be-

## Stellenwachstum beim Bund

2000–2015, Veränderung in Prozent

|                           | 2000   | 2005   | 2010   | 2015   | +/- %   |
|---------------------------|--------|--------|--------|--------|---------|
| Parlament/<br>BK/Gerichte | 548    | 681    | 1 090  | 1 320  | +140,8% |
| EDA                       | 2 763  | 3 346  | 3 920  | 4 140  | +49,8%  |
| EDI                       | 2 094  | 2 222  | 2 038  | 2 230  | +6,4%   |
| EJPD                      | 1 974  | 2 481  | 2 305  | 2 429  | +23,0%  |
| VBS                       | 12 584 | 12 493 | 11 521 | 11 707 | -6,9%   |
| EFD                       | 7 916  | 8 205  | 8 505  | 8 686  | +9,7%   |
| EVD/WBF                   | 1 972  | 2 158  | 1 992  | 2 188  | +10,9%  |
| Uvek                      | 1 420  | 1 702  | 1 942  | 2 234  | +57,3%  |
| TOTAL                     | 31 270 | 33 290 | 33 312 | 34 934 | +11,7%  |

QUELLE: ADMIN.CH

Über 140 000 Franken Durchschnittslohn.

ziehungsweise 9,7 Prozent. Alain Bersets (SP) Departement des Innern liegt mit 6,4 Prozent sogar deutlich darunter.

## Höhere Löhne als im Finanzbereich

Als einziger Bereich schrumpfte die Armee: von 12 584 auf 11 707 Stellen, was einem Minus von 877 Beschäftigten oder 6,9 Prozent entspricht. Allerdings ist seit 2012 eine Trendumkehr festzustellen. Das bürgerlicher ge-

## Die Departemente Burkhalter und Leuthard weisen das höchste Stellenwachstum aus.

wordene Parlament will die Armee wieder stärken, die als einziger Aufgabenbereich seit 2000 deutlich weniger Mittel bekam.

«Leiter/-in J+S Sportartengruppe <Kampf- und Zielsport> (80–100%)», «Wissenschaftliche Mitarbeiterin/Wissenschaftlicher Mitarbeiter Umweltverträglichkeitsprüfung (70%)», «Gerichtsschreiberin/Gerichtsschreiber der Strafkammer (80–100%)». Der Bund ist als Arbeitgeber beliebt. Die Stelle ist mehr oder weniger unkündbar, Teilzeit ist weit verbreitet, gute Pensionsleistungen sind inbegriffen – und trotz dieser Privilegien sind auch die Durchschnittsgehälter im Vergleich zur Privatwirtschaft exorbitant. Mittlerweile verdienen Mitarbeiter der öffentlichen Verwaltung mehr als Angestellte im Finanzbereich.

Allerdings gibt es auch hier je nach Departement frappante Unterschiede. Durchschnittlich verdient ein Bundesangestellter brutto 122 638 Franken. Die beiden Departemente Burkhalter und Leuthard weisen nicht nur das höchste Stellenwachstum aus, sie zahlen auch vergleichsweise fürstlich: Im EDA beträgt der Durchschnittsverdienst 141 063 Franken, im Uvek 141 006 Franken. Total summieren sich die Personalausgaben auf 5,463 Milliarden, mehr als VBS-Chef Guy Parmelin (SVP) insgesamt für seine Armee zur Verfügung hat.

Das muntere Stellenwachstum geht weiter. Wie die Staatsrechnung 2015 zeigt, hat der Bundesrat 450 zusätzliche Stellen beschlossen, vor allem für Amtshilfeverfahren, das Grenzwachtkorps und die Umsetzung der Energiestrategie 2050, dazu kamen ausserordentliche Kredite im Asylwesen. Justizministerin Simonetta Sommaruga (SP) ist zur Kronprinzessin unter den Stellenbeschaffern avanciert.



Demokratie

## Ein wenig schweizerischer

In unserem Land gebe es zu viele Initiativen, ist oft zu hören. Das ist ein grosses Missverständnis. Abstimmungen – auch die unsinnigsten – sind gut. Wie zum Beispiel jene über die «Grüne Wirtschaft».

Von Reiner Eichenberger

Die direkte Demokratie und die Ökonomen stehen unter Dauerkritik. An Ersterer wird kritisiert, es gebe zu viele Initiativen, die Unsinniges verlangen und so Verunsicherung und hohe Kosten mit sich bringen. An den Ökonomen wird kritisiert, sie redeten immer nur über Kosten und Nutzen, was doch offensichtlich einen viel zu engen Blickwinkel bedeute. Beide Kritiken sind falsch. Die ökonomische Perspektive ist enorm breit. Kosten und Nutzen sind ja nur andere Worte für Nachteile und Vorteile. Nichtökonomien hingegen sehen oft nur Kosten oder nur Nutzen oder eben nur Nachteile oder nur Vorteile, anstatt beide simultan zu betrachten. Ein Beispiel dafür ist die Kritik an der direkten Demokratie.

Initiativen – auch die aus meiner Sicht unsinnigsten – haben neben ihren Kosten noch viel grössere Nutzen. Ausnahmslos sprechen sie Probleme und Fragen an, die viele Menschen beschäftigen oder gar bedrücken. Wenn die Probleme nicht durch Initiativen thematisiert würden, würden diese Menschen ihre Unzufriedenheit anders ausdrücken, etwa durch Demonstrationen und gewalttätigen Protest. Insbesondere aber würden sie vermehrt eindimensionale Politiker wählen, die speziell diese Probleme bewirtschaften und die anderen Themen vernachlässigen. Ein weiterer wichtiger Nutzen auch der schrägsten Initiativen ist die Volksbildung. Solange der Abstimmungskampf von Befürwortern und Gegnern der Initiativen ernsthaft und engagiert geführt wird, lernen die Schweizer enorm viel über gesellschaftliche und wirtschaftliche Zusammenhänge. Deshalb sind sie eines der politisch am besten gebildeten Völker. Ein Volksbildungsprogramm, das den gleichen Bildungseffekt mit traditionellen Schulungsmassnahmen anstrebte, würde jährlich Milliarden kosten.

Diese einfachen, aber wichtigen Einsichten zu Kosten und Nutzen gelten auch für die Initiative für eine «grüne Wirtschaft». Bisher empfand ich den Abstimmungskampf zwar als ernsthaft und lehrreich, aber ich vermisste den entscheidenden ökonomischen Punkt, eben dass die Welt aus Kosten und Nutzen besteht und beides simultan gesehen werden sollte. Viel zu viele Gegner der Initiative haben wie der Bundesrat im Abstimmungsbüchlein

argumentiert, dass die Initiative grundsätzlich schon das richtige Ziel – eine massive Senkung der globalen Umweltbelastung durch die Schweiz und ihre Einwohner auf ein Niveau, das nachhaltig ist – anstrebe, aber mit den falschen Mitteln; die vom Bundesrat vorgesehenen politischen Eingriffe seien besser. Ich sehe das anders.

Das Ziel der Initiative ist zumindest fragwürdig. Denn der grosse Wohlstand in der Schweiz hat nicht nur Kosten für die Welt im Sinne einer höheren Umweltbelastung, son-



**Wichtiger Nutzen:** Initiativen als Volksbildung.

dern sehr viel grössere Nutzen. Die Initiative vertritt ja im Prinzip so etwas wie einen kantischen kategorischen Imperativ der Umweltpolitik: «Handle nur nach derjenigen Maxime, durch die du zugleich wollen kannst, dass sie ein allgemeines Gesetz werde.» Die Schweiz lebt aber schon heute einen viel allgemeineren kantischen kategorischen Imperativ mit einer viel umfassenderen, ganzheitlicheren Sicht der Politik. Wenn alle Länder nach den Maximen der Schweiz handeln würden, wären die allermeisten Probleme, unter denen die Welt ächzt und leidet, schon längst oder bald gelöst. Wenn die anderen Länder – im Durchschnitt und pro

Kopf gerechnet – schon nur halb so reich und innovativ wären und so viel in anderen Ländern investierten, so viel Entwicklungshilfe leisteten, so wenig Unfrieden stifteten und so viel zum technischen Fortschritt der Welt und zur Lösung ihrer Probleme beitragen würden, wäre die Armut in der Welt längst besiegt und die lokalen und globalen Umweltprobleme schon oder demnächst gelöst.

### Was wirklich beeindruckt

Die Lösung der globalen Probleme hängt weniger davon ab, dass sich die Schweiz für ihren Wohlstand schämt, sich kasteit und Besserung verspricht, sondern dass die Welt ein wenig schweizerischer wird. Wer eine Überdosis an Swissness vermeiden will, kann das gleiche Argument auch mit Blick auf Dänemark oder Schweden vorbringen: Die Lösung der globalen Probleme ist weniger dadurch bedingt, dass sich diese Länder ändern, als dass die Welt ein wenig wird wie sie. Die entscheidende Frage ist deshalb, was die Schweiz, Dänemark oder Schweden tun können, dass sich die Welt ihnen anpasst und nicht umgekehrt.

Die Antwort ist, dass sie dafür nicht Massnahmen ergreifen sollen, die sie viel kosten und von anderen Ländern kaum wahrgenommen werden. So tragen sie kaum etwas zur Genesung der Welt bei, wenn sie sich vor allem darauf konzentrieren, ihren CO<sub>2</sub>-Ausstoss zu senken. Sie verursachen pro Land nur rund 1 bis 1,5 Promille des globalen CO<sub>2</sub>-Ausstosses, und ihr CO<sub>2</sub>-Ausstoss beeinflusst die anderen Länder wenig.

Viel wirksamer ist es, bei grossem Wohlstand die eigenen politischen Probleme und lokalen Umweltprobleme hervorragend zu lösen. Das beeindruckt die Bevölkerungen und Regierungen anderer Länder viel mehr und erscheint ihnen viel erstrebenswerter als eine CO<sub>2</sub>-Zahl. Da aber die von einem Land verursachte globale Umweltbelastung stark mit seinen lokalen Umweltproblemen korreliert, werden die globalen Umweltprobleme praktisch automatisch mitgelöst, wenn viele Länder ihre eigenen lokalen Umweltprobleme lösen und insgesamt innovativer werden.

Reiner Eichenberger ist Professor für Finanz- und Wirtschaftspolitik an der Universität Freiburg.

# Not am Mann

Die Schweizer Armee steckt in Personalnöten. Immer mehr junge Männer wählen den Zivildienst, in manchen Kantonen ist fast die Hälfte untauglich. Dienstverschiebungen und Urlaube gefährdeten die Ausbildungsqualität, sagen Offiziere. *Von Philipp Gut*

Mitten in unsere Recherchen zu den personellen Problemen beim Militär platzte die Nachricht, dass der Romand Philippe Rebord neuer Armeechef (CdA) wird. Das war ein Zufall. Kein Zufall aber ist, dass Rebord gleich in seiner ersten Pressekonferenz als designierter Nachfolger von André Blattmann prominent ebendieses Thema lancierte: «Die grösste Herausforderung sehe ich im Personal», sagte Rebord. «Ich spreche von der Miliz: Wir brauchen eine gewisse Anzahl Soldaten, so dass das System alimentiert werden kann. Momentan haben wir ein Alimentierungsproblem, weil der Zivildienst boomt.» Dieser sei zu attraktiv geworden.

Das stimmt zweifellos, wie neuste Zahlen belegen. Allerdings ist der Zivildienst nicht das einzige Problem. Es hapert auch in anderen Bereichen beim Personal – und Politik und Armeespitze sind daran nicht unschuldig.

## Soziales statt Landesverteidigung

Auf den 1. April 2009 wurde die sogenannte Gewissensprüfung für den Zivildienst abgeschafft. Seither können die männlichen Schweizer – Frauen unterliegen auch im Zeitalter der Gleichberechtigung keiner Dienstpflicht – zwischen Armee und Zivildienst frei wählen. Die Folge war ein rasanter Anstieg an Zivildienstleistenden. In den letzten Jahren des alten Regimes wurden zwischen 1752 (2006) und 1946 (2008) Zivildienstgesuche eingereicht. Nach dem Systemwechsel explodierten die Gesuche förmlich: Allein zwischen dem 1. April und dem 31. August 2009 waren es 3547, wie der Antwort des Bundesrats auf eine Anfrage des ehemaligen Zürcher Nationalrats Hans Fehr («Stopp der Aushungerung der Armee durch den Zivildienst») zu entnehmen ist. Das sind rund doppelt so viele wie zuvor in einem ganzen Jahr.

Die jüngsten Daten zeigen, dass die Anzahl der Zivildienstgesuche weiter steigt. 2013 wurden 6561 Gesuche gestellt, 2014 waren es bereits 7357 und im letzten Jahr sogar 7519, wie die Vollzugsstelle für den Zivildienst im Eidgenössischen Departement für Wirtschaft, Bildung und Forschung (WBF) auf Anfrage mitteilt.

Die Zahl der Zivildienstpflichtigen schnellte von gut 33 000 im Jahr 2013 auf über 40 000 im vergangenen Jahr hoch. Das ist ein beträchtlicher Anteil aller Dienstpflichtigen, wenn man bedenkt, dass die Streitkräfte nach der geplanten Weiterentwicklung der Armee (WEA)

bloss noch 100 000 Mann umfassen sollen (wir kommen darauf zurück).

Besonders eindrücklich zeigt die Grafik auf der gegenüberliegenden Seite die Entwicklung. Wurden vor zwanzig Jahren noch gut 11 000 Zivildiensttage geleistet, waren es 2015 über 1,6 Millionen. Das entspricht einer Zunahme um den Faktor 140.

Obwohl der Zivildienst eineinhalbmal so lang dauert wie der Militärdienst, wird er offenbar von vielen als angenehmer betrachtet. 2015 wurden fast 60 Prozent aller geleisteten Zivildiensttage im Sozialwesen absolviert, dann folgen die Bereiche Gesundheit (18,5 Prozent) und Umwelt- und Naturschutz (11,5 Prozent). Soziales statt Landesverteidigung: Im Zivildienst spiegeln sich der Zeitgeist und grössere Zusammenhänge – so ist etwa der Anteil der Armeeaussgaben am Budget der Eidgenossenschaft in den letzten zwei Jahrzehnten dramatisch gesunken, während die Kosten für das Sozialwesen nachgerade explodiert sind und mittlerweile den mit Abstand grössten Budgetposten der öffentlichen Hand ausmachen.

Neben dem Zivildienst gefährden auch die teilweise horrenden Untauglichkeitsraten den Nachschub an Truppen. Dabei präsentieren sich überraschende Unterschiede zwischen den Kantonen. In Obwalden wurden vergangenes Jahr nur 7,7 Prozent der Stellungspflichtigen für untauglich befunden, in Appenzell Innerrhoden waren es 9, im Glarnerland und

## Im Jura ist also fast die Hälfte der jungen Männer zu krank für den Dienst.

im Kanton Schwyz rund 15 Prozent. Um ein Mehrfaches höher liegt die Rate in bestimmten welschen Kantonen: In Neuenburg erreicht sie 41 Prozent, Spitzenreiter ist der Jura mit 44,2 Prozent. Dort ist also fast die Hälfte der jungen Männer zu krank für den Dienst. Aber auch um die Gesundheit der Zürcher muss man sich Sorgen machen: Dort taugen fast ein Drittel der stellungspflichtigen jungen Männer weder für das Militär noch für den weit weniger anspruchsvollen Zivildienst. Ein Jahr zuvor waren es sogar 42,4 Prozent gewesen – mehr als damals im Jura. Vielleicht weiss der neue welsche Armeechef Rebord, woran es liegen könnte, dass zum Teil frappante Unterschiede zwischen den Regionen bestehen.



Die Schlagkraft leidet: Truppenübung in Isone.

Als häufigste körperliche Gründe für die Untauglichkeit nennt das Verteidigungsdepartement (VBS) «Probleme im Bereich des Rückens und der grossen Gelenke sowie der allgemeinen Konstitution». Verbreitet sind auch psychische Defizite (Belastbarkeit, depressive Verstimmungen und Ängste, Drogenkonsum).

## «Personeller Kollaps»

Doch auch wer grundsätzlich Dienst leistet, erscheint oft nicht nach Plan. Auf Ausmass und Konsequenzen dieses «Dienstverschiebungswesens» haben kürzlich die beiden Kommandanten Erich Muff, Stefan Bühler und Sandro Keller in einem Artikel in der *Allgemeinen Schweizerischen Militärzeitschrift (ASMZ)* sowie in Blog-Beiträgen der OG Panzer hingewiesen. Darin ist von einem drohenden «personellen Kollaps» durch die ständigen Verschiebungen und Urlaube die Rede – «das Hauptproblem eines jeden Kommandanten». Die Folgen seien einschneidend: Das Niveau sei aufgrund verpasster Dienste zunehmend heterogen, was die kontinuierliche Aus- und Weiterbildung der Soldaten und Kader beträchtlich erschwere.



Die Ursache für die lasche Bewilligungspraxis sieht Keller in einer unzweckmässigen Arbeitsteilung: Die Anträge werden nämlich von den kantonalen Behörden entschieden, nicht von den betroffenen Kommandanten. In der Privatwirtschaft entscheide ja auch nicht die Personalabteilung über An- und Abwesenheit der Mitarbeiter. Die Verantwortung dafür müsse – entsprechend den bewährten zivilen Führungsprinzipien – auch in der Armee bei den Linienvorgesetzten liegen.

Schliesslich ein letzter, durchaus vitaler Punkt: Parallel zu den beschriebenen Personalschwierigkeiten bauen Politik und Armeespitze die Bestände der in den letzten zwei Jahrzehnten radikal geschrumpften Armee weiter ab. Per 1. März hatte sie einen Effektivbestand von 128 962 Aktiven und von 41 407 Reservisten, das sind insgesamt also 170 369 Armeemitglieder. Die vom Parlament beschlossene Reform WEA sieht vor, den Soll-Bestand auf lediglich noch 100 000 Mann zu verkleinern. 71 Bataillone und Abteilungen werden aufgelöst. Die Reserve wird ersatzlos gestrichen.

Die Sicherheit der Schweiz und ihrer Bevölkerung lässt sich mit dieser Schrumpfarmee kaum mehr garantieren. Die Verantwortlichen begründen die Reduktion auch mit der Bevölkerungsentwicklung. Ein grösserer Bestand als 100 000 Mann sei «demografisch unrealistisch», heisst es beim Personal der Armee. Dabei hat die Schweiz heute eine ständige Wohnbevölkerung von weit über 8 Millionen Einwohnern. Zum Vergleich: 1990 betrug die ständige Wohnbevölkerung erst 6,75 Millionen – und die Armee umfasste 625 000 Mann.

An der demografischen Entwicklung können die personellen Probleme der Schweizer Armee also nur sehr bedingt liegen. Die Verantwortlichen machen es sich da etwas gar einfach. Man könnte stattdessen ja auch einmal die eigene Rekrutierungspraxis überdenken. Denn die Wehrpflicht steht zwar in der Verfassung, in der Wirklichkeit aber sieht es anders aus: Nur wer will, macht heute noch Militär. Tendenz steil abnehmend. ○

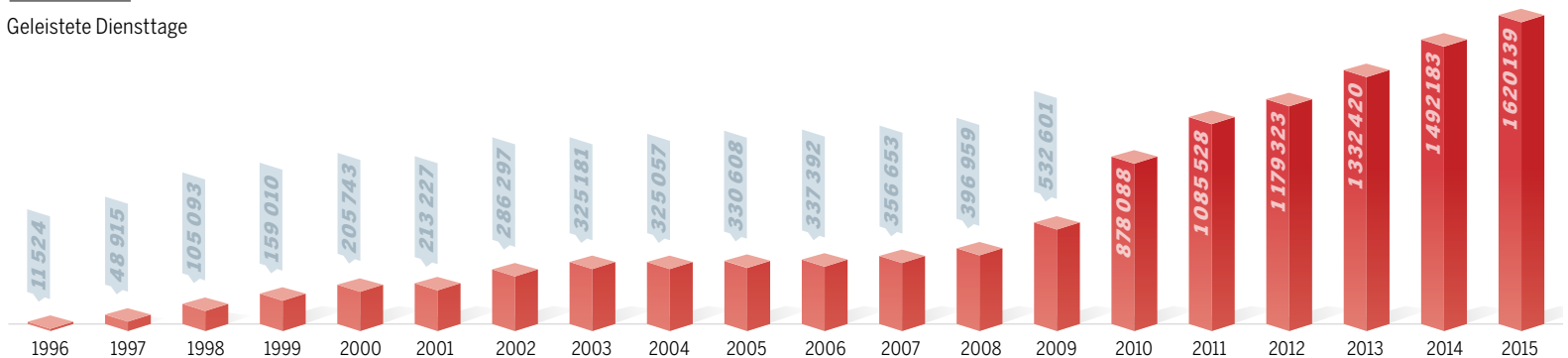
Der Fokus verschiebe sich «auf organisatorische Belange und Gruppenfindungsprozesse». Darunter litten die Qualität und letztlich die militärische Schlagkraft der Truppen.

Erfahrungswerte zeigten, so Muff, Bühler und Keller weiter, dass die Zahl der Gesuche um Verschiebung und Urlaub auf inakzeptabel hohem Niveau sind. Etwa 30 bis 40 Prozent der Armeemitglieder stellten ein Dienstverschiebungsgesuch, das meist auch bewilligt

werde. In gewissen Monaten verschöbe bis zur Hälfte der Wehrpflichtigen ihren Dienst. Im Alltag heisse das, dass bei einem Soll-Bestand von 200 Mann pro Einheit manchmal 250, ein anderes Mal aber nur 150 anwesend seien, erklärt Hauptmann Sandro Keller im Gespräch mit der *Weltwoche*. Besonders beliebt seien die Dienstverschiebungen bei Studenten – etwa die Hälfte aller Verschiebungen würden mit «Studium» begründet.

## Zivildienst

Geleistete Dienstage



QUELLE: EIDGENÖSSISCHES DEPARTEMENT FÜR WIRTSCHAFT, BILDUNG UND FORSCHUNG (WBF)

Zunahme um den Faktor 140.

# Der doppelte Bericht

Die Zürcher SP-Regierungsrätin Jacqueline Fehr gilt als Politikerin mit sozialem Gewissen. Doch kaum im Amt angekommen, servierte sie den Statthalter von Dietikon eiskalt ab. Um ihn fristlos entlassen zu können, liess Fehrs Direktion das Datum der Administrativuntersuchung abändern. *Von Alex Reichmuth*

Adrian Leimgrübler ist wohl der einzige gewählte Volksvertreter der Schweiz, der je fristlos entlassen wurde. Vierzehn Jahre lang beaufsichtigte er als Statthalter des Bezirks Dietikon ZH die Gemeindebehörden und verteilte Bussen in Sachen Verkehr und Umwelt. Der Freisinnige war von der Bevölkerung mehrmals im Amt bestätigt worden. Seine Mitarbeiter schätzten ihn wegen seines direkten Führungsstils.

Im Sommer letzten Jahres aber war eine Mitarbeiterin nicht mehr zufrieden. Weil sie mehr Lohn wollte, gelangte Anna Gröflin\* an die kantonale Ombudsstelle. Bei einem Treffen mit dem stellvertretenden Ombudsmann Bernhard Egg (SP) deutete sie an, dass im Statthalteramt «noch viele andere Sachen geschehen, die nicht gut laufen», wie sie später zur Staatsanwaltschaft sagte. Egg habe das sehr interessiert. «Er wollte mich aus der Reserve locken», so Gröflin. Sie behauptete, ihr Chef ziehe immer wieder Übertretungsfälle an sich und lasse sie verjähren. Man vereinbarte ein zweites Treffen, um den angeblichen Fällen von Begünstigung auf den Grund zu gehen. In einer Mail forderte Egg Gröflin nicht nur auf, an dieses Treffen ihre Kollegin Maya Götsch\* mitzubringen, die Gleiches beobachtet haben soll, sondern auch, «sämtliche für Sie greifbaren Unterlagen in diesem Zusammenhang» mitzunehmen. Das liest sich fast als Ermütigung, Daten zu stehlen.

Nach dem zweiten Treffen zwischen Egg, Gröflin und Götsch ging es Schlag auf Schlag. Die Ombudsstelle erstattete Strafanzeige ge-



*Will wieder antreten:* Adrian Leimgrübler.



*Kompetenzüberschreitung?* Zürcher Justizdirektorin Fehr.

gen den Statthalter. Die Staatsanwaltschaft führte mehrere Hausdurchsuchungen durch. Sie bot alle Mitarbeiter zur Einvernahme auf. Dann griff Regierungsrätin Jacqueline Fehr (SP) durch, die erst seit kurzem im Amt war. Als Justizdirektorin beaufsichtigt sie das Statthalteramt. Sie stellte Leimgrübler frei und beauftragte Hans Schibli, den ehemaligen Generalsekretär der Zürcher Finanzdirektion, mit einer Administrativuntersuchung. Schibli ist ein Vertrauter des früheren Generalsekretärs der Justizdirektion. Im Oktober legte er seinen Bericht vor. Darauf entliess Jacqueline Fehr den 56-jährigen Adrian Leimgrübler fristlos.

## «Ich habe mir das so zusammengereimt»

Leimgrübler verwahrte sich stets gegen die Vorwürfe und spricht von falschen Anschuldigungen der beiden Mitarbeiterinnen. Liest man all die Berichte, Rekurse und Einvernahmeprotokolle, die dieser Fall schon produziert hat, entsteht zumindest der Eindruck, dass hier mit Kanonen auf Spatzen geschossen wurde. Die Vorwürfe, die Anna Gröflin in der Einvernahme gegen Leimgrübler vorbrachte, wirken vage. In vielen Fällen bezog sie sich auf das Hörensagen. Maya Götsch wiederum betonte gegenüber der Staatsanwaltschaft, ihre Schilderungen des Fehlverhaltens seien «eine reine Interpretation». «Ich habe mir das so

zusammengereimt», so Götsch. Die anderen Mitarbeiter äusserten sich fast ausnahmslos positiv über ihren Chef, jedoch schlecht über Gröflin. Sie sei «eine schwierige Person» und sie «intrigiere gerne», liest man.

Die Fälle angeblicher Begünstigung wiederum scheinen sich inzwischen in Luft aufgelöst zu haben. Der Vorwurf etwa, Leimgrübler habe einem Gemeindepräsidenten eine Busse wegen eines Verkehrsunfalls erlassen, nachdem er dessen Einsprache trotz verpasster Frist akzeptiert habe, erwies sich als haltlos. Der Gebüsste konnte nachweisen, dass er den entsprechenden Strafbefehl wegen der Ferien erst «mit Verzögerung erhalten hatte, so dass seine berechnete Einsprache fristgerecht erfolgte.

Der Untersuchungsbericht von Hans Schibli wiederum wirkt, als habe dieser krampfhaft nach weiteren Fehlern in Leimgrüblers Amtsführung gesucht. So spürte Schibli etwa den Abwesenheiten des Statthalters auf dem Amt nach und warf diesem dann vor, dass er «nicht nachweisen kann, dass er mit der Arbeit verbundene Tätigkeiten vorgenommen hat». Schibli schien jedes Verständnis abzugehen, dass ein Statthalter von Amtes wegen an vielen externen Veranstaltungen teilnimmt, oft am Wochenende arbeitet und manchmal auch nachts aufgebeten wird. Weiter kritisierte Schibli in kleinkrämerischer Manier, Leimgrübler habe nicht für ein



# In Schönheit untergehen

**Ein ehemaliger Asylant, der seit Jahren gehen müsste, tanzt den Behörden auf der Nase herum. Statt dem Schutz von Bedrohten dienen unsere Gesetze den Profiteuren.**

In der Theorie läuft es im Asylwesen so: Wer echte Fluchtgründe hat, darf in der Schweiz bleiben. Wer nicht verfolgt ist, sondern nur bessere Lebensumstände sucht, muss wieder gehen. Die Praxis sieht meist anders aus: Wer als Asylant falsche Angaben macht, Anweisungen ignoriert und jede Mitwirkung verweigert, kann trotzdem bleiben und muss nichts befürchten.

Ein solcher Fall ist der des ehemaligen Asylbewerbers A. Er stammt aus einem nordafrikanischen Land und reiste kurz nach der Jahrtausendwende in die Schweiz ein. Die Behörden lehnten sein Asylgesuch innert kürzester Frist ab und wiesen A. weg. Doch dieser blieb. Seine Beschwerden und Rekurse, um doch noch ein Aufenthaltsrecht zu bekommen, waren chancenlos. Die Behörden versuchten, A. aus der Schweiz zu bekommen, und setzten ihn meh-

meldet hatte er sich nicht. Nachträglich übermittelte er die Bestätigung eines Arztes, dass er genau zur Zeit des Termins in Behandlung gewesen sei. Warum diese Behandlung dringlich gewesen sein soll, war nicht klar. Die Migrationsbehörden starteten daraufhin einen weiteren Versuch, A. endlich aus dem Land zu bringen, und nahmen ihn erneut in Ausschaffungshaft. Doch A. beantragte sogleich Haftentlassung. Die Ausschaffung könne sowieso nicht vollzogen werden, und er wolle in der Schweiz bleiben, führte er an. Damit hatte A. Erfolg. Der zuständige Richter bezeichnete die Ausschaffungshaft als unverhältnismässig – unter anderem, weil A. ja schon lange in der Schweiz sei. Der ehemalige Asylant kam sofort frei, nur einen Tag nach der Inhaftierung. Der Richter ordnete zudem an, dass die Allgemeinheit die Kosten des Anwalts von A. tragen muss.

## Dschungel an Abkommen und Konventionen

Der Entscheid ist geradezu eine Einladung für Migrationswillige, ebenfalls in die Schweiz zu kommen und hier den Behörden auf der Nase herumzutanzten. Der zuständige Richter hat aber wohl formell korrekt entschieden. Die geltenden Gesetze sind nun mal so, dass Verweigerung und Renitenz oft belohnt werden. Und gratis einen Anwalt zu bekommen, ist ja angeblich so etwas wie ein Menschenrecht.

Sie sind zahlreich, all die Flüchtlingskonventionen, Dublin-Abkommen, Non-Refoulement-Prinzipien und Menschenrechtsgrundsätze, die Polizisten, Behördenmitglieder und Richter in ihrer täglichen Arbeit zu beachten haben. Es sind sicher alles ehrbare Errungenschaften, die aufgrund edler Absichten und hehrer Grundsätze eingeführt wurden – zum Schutz von Verfolgten und Bedrohten. Nicht vorgesehen war aber, dass so viel Menschenfreundlichkeit auch diejenigen schützt, die keinen Schutz bekommen müssten. Illegale Migranten ohne Asylgründe können darum jahrelang auf Kosten der Allgemeinheit prozessieren. Verurteilte Gewalttäter wie der Türke Babel O. dürfen nicht ausgeschafft werden, weil in ihrem Heimatland ein Putsch stattgefunden hat (*Blick* vom 15. September). IS-Sympathisanten wie Wesam A. aus Baden müssen trotz anhaltender Gefährlichkeit aus der Haft entlassen werden. Angesichts des Dschungels an Konventionen, Abkommen und Grundsätzen bleibt den Einheimischen nur, selbst stossenden Missbrauch hinzunehmen. Und in Schönheit unterzugehen. *Alex Reichmuth*



«Unverhältnismässig»: Ausschaffungsgefängnis.

rere Monate in Ausschaffungshaft. Später wurde bekannt, dass A. seine Identität verschleiert und einen falschen Namen angegeben hatte. Aber A. verweigerte jede Mitwirkung bei der Papierbeschaffung, und sein Heimatland akzeptiert zwangsweise Rückschaffungen nicht. Also kam er wieder frei. Während all der Jahre in der Schweiz bezahlten die Steuerzahler den Lebensunterhalt von A. Dieser musste nichts mehr tun, als sich ab und zu bei den Behörden zu melden.

Vor einigen Tagen hätte sich A. wieder einmal melden müssen. Aber er erschien nicht, abge-

«effektives Pendenzensystem» gesorgt, es fehle eine «Ablage- und Archivierungsregelung», und der Chef habe nicht jedes Jahr mit allen Untergebenen ein Mitarbeitergespräch geführt. Dass Leimgrübler jährlich aus Rücklagen zugunsten des Personals Reka-Checks an die Angestellten abgegeben habe, sei sogar «klar widerrechtlich». Allerdings hatten externe Revisoren diese Vergabe bereits 2013 unter die Lupe genommen und nicht beanstandet.

Erst nach Abschluss der Strafuntersuchung wird klar sein, ob Leimgrüblers angebliche Verfehlungen so gravierend waren, dass er entlassen werden musste. Jedenfalls hat der ehe-

## Der angebliche Entwurf ist in keiner Art als solcher gekennzeichnet.

malige Statthalter Rekurs bei der Regierung eingereicht. Dabei bestreitet er insbesondere die Berechtigung Fehrs, ihn zu entlassen. Wenn schon, hätte die Gesamtregierung dies entscheiden müssen, so Leimgrübler. Bekäme er recht, hätte Fehr ihre Kompetenzen überschritten, und die Kündigung wäre ungültig.

## Zwei Unterschriften

Doch für die Regierungsrätin könnte es noch dicker kommen: Der Untersuchungsbericht von Hans Schibli, der als Grundlage für die Entlassung diente, existiert in zwei Versionen, einer vom 16. Oktober und einer vom 30. Oktober 2015. Die Justizdirektion behauptet zwar, die erste Version sei nur ein «interner Entwurf» gewesen und Schibli sei beauftragt worden, dem Bericht eine konkrete Handlungsempfehlung beizufügen. Doch der angebliche Entwurf ist in keiner Art als solcher gekennzeichnet. Vielmehr ist die erste Version genau wie die zweite von Schibli unterschrieben worden. Die erste Version ist zudem in den Akten der Staatsanwaltschaft hinterlegt.

Der Grund, dass der Bericht nachdatiert wurde, scheint offensichtlich: Für eine fristlose Entlassung gelten enge Fristen. Ohne Nachdatierung hätte die Justizdirektion diese Frist verpasst und Leimgrübler im Amt belassen müssen. Ob es sich bei dieser Nachdatierung um Urkundenfälschung und versuchten Prozessbetrug handelt, wie Leimgrüblers Anwalt vermutet, muss offenbleiben. Jedenfalls ist Regierungsrätin Jacqueline Fehr, die sich gerne als Politikerin mit sozialem Gewissen zeigt, für dieses eiskalte Vorgehen verantwortlich.

Adrian Leimgrübler hat vor wenigen Tagen angekündigt, bei der Statthalter-Ersatzwahl im kommenden Februar erneut anzutreten. Sollte das Strafverfahren gegen ihn bis dann eingestellt werden, worauf einiges hindeutet, und er die Wahl gewinnen, stünde Fehr am Ende auch politisch desavouiert da.

\* Namen geändert

# Punktlandung des Chefstrategen

Er ist einer der erfolgreichsten Unternehmer des Landes. Jetzt will er einen abgestürzten Sportklub wieder aufsteigen lassen. Ein Helikopterrundflug mit Hans-Ulrich Lehmann.

Von Thomas Renggli und Hervé Le Cunff (Bild)

Heliport West – an der Peripherie des Rollfeldes auf dem Flughafen Kloten. Hans-Ulrich Lehmann macht an seinem Helikopter EC 120 den Funktionscheck. «Getriebeöl – okay, Motorenöl – okay» – dann der Blick auf die Benzinanzeige: Lehmann spricht ins Funkmikrofon: «Ich söt no chli Moscht ha.» Der Passagier atmet beruhigt auf. Was, wenn uns der Moscht in der Luft ausgegangen wäre? Lehmann scheint Gedankenlesen zu können: «Keine Angst, ich habe fünf Kinder und vier Enkel. Ich will auch wieder zurückkommen.» Helikopterfliegen ist das grosse Hobby des 57-jährigen Selfmade-Millionärs, der in seinem Leben mehr Firmen gegründet hat, als die meisten Menschen Schuhe gekauft haben, in den 1990er Jahren zum «Mr. Handy» avancierte und momentan in Stettbach eine Eventhalle für 5000 Zuschauer aus dem Boden stampt. Sozusagen im Vorbeifliegen hat er den Eishockeyklub Kloten Flyers vor dem Absturz gerettet und steigt nun in seine erste Saison als Besitzer und Chef der traditionsreichen Institution. Paradoxerweise hat der Flieger aus Leidenschaft das Label «Flyers» in die ewigen Jagdgründe des Spitzensports verfrachtet und den alten EHC zum Leben erweckt: «Die Menschen wollen Tradition und lokale Anbindung», sagt er – und begrüsst draussen den Flughafen-Tankwart: «120 Liter, bitte.»

## Mit Mördern am Mittagstisch

Lehmann weiss, wie man weite Strecken zurücklegt. Mit seinem Helikopter ist er 2012 nach Moskau zur «Helikopter-WM» geflogen, mit Zwischenstopps in Wien, Slowenien, Lemberg, Kiew, Charkiw und Belgorod. «Helikopterfliegen ist für Individualisten, Tragflächenfliegen ist für Tramchauffeure», sagt er und rückt die Brille zurecht. Kurz vor dem Start räumt er allfällige Missverständnisse aus dem Weg: «Es gibt einen grossen Unterschied zum Autofahren: Man hat nur eine Chance, etwas richtig zu machen. Helifliegen ist nichts für Hauderi oder Gischpel». Für den Neueinsteiger wirkt Helikopterfliegen wie Liftfahren, allerdings mit erhöhten Lärmemissionen. Das Gespräch findet über Kopfhörer und Mikrofon statt. Nach der ersten langgezogenen Kurve deutet Lehmann nach unten: «Regensdorf, da komm' ich her».

Der Mann, der ein Vermögen im mittleren dreistelligen Millionenbereich angehäuft und es an der Jahrtausendwende erstmals in die Bilanz-Liste der 300 reichsten Schweizer geschafft hat, blickt auf eine veritable Tellerwäscherkarriere zurück.

Lehmann sah schon früh, dass man für den Erfolg zupacken muss und keine Berührungängste zeigen darf. Sein Vater arbeitete als Aufseher in der Strafanstalt Regensdorf. Wenn Klein Hans-Ueli ihn in der Mittagspause besuchte, war die Welt in Menschen in braunen und in blauen Arbeitskleidern eingeteilt: «Die Blauen waren die Gefängnismitarbeiter, die Braunen die Insassen.» Und braun in Regensdorf hiess oft: Mord, lebenslänglich. So auch bei Kurt Schürmann und Ernst Deubelbeiss. Die beiden gehörten in der Nachkriegszeit zu den berüchtigtsten Verbrechern des Landes, sie hatten für den kaltblütigen Mord an einem Bankier die Höchststrafe kassiert. Für Arbeitseinsätze hoben sich selbst bei Schwerverkriminalen die schwedischen Gardinen. Und weil Lehmanns

## «Alles ist von den Resultaten abhängig – und die unterstehen auch vielen Zufälligkeiten.»

Vater auf dem Gutsbetrieb des Gefängnisses arbeitete, sassen die zwei Straftäter oft mit der Familie am Mittagstisch. Lehmann empfand diese Situation damals als «völlig normal».

In Zürich Höngg erinnert heute der Räuberweg an Deubelbeiss und Schürmann. Ungefähr tausend Meter weiter oben fliegen wir dem Zürcher Seebecken entgegen. Ein Überflug der Swiss Arena in Kloten ist aus Sicherheitsgründen nicht möglich, sonst scheint für Helikopterpiloten die Freiheit grenzenlos. «Ich könnte auch bei einem Kollegen im Garten landen. Anmelden muss man sich nur, wenn man ins Ausland fliegt.» Dann sind die Formalitäten auf einem Zollflughafen abzuwickeln. Doch wir bleiben in der Schweiz, und die zeigt sich an diesem Spätsommertag von ihrer besten Seite. Der Zürichsee glänzt in allen Blautönen: «Wie in der Karibik», sagt Lehmann ins Mikrofon. Politisch ist die Grenzziehung für Lehmann ein entscheidender Faktor für den Erfolg der Schweiz: «Wir leben in einem Paradies.» Die EU bezeichnete er als «Desasterklub».

Im Ausland machte er aber wegweisende Erfahrungen für seinen persönlichen und beruflichen Werdegang. In seinen Zwanzigern zog er für zwei Jahre in einen Kibbuz in Israel, weil seine Eltern in Regensdorf Jaffa-Orangen verkauften und so sein Interesse an dieser Gegend geweckt wurde. «Das war eine wunderbare Zeit. In den 1960er und 1970er Jahren kamen Menschen aus allen Weltregionen und

sozialen Schichten nach Israel. Wir sprachen Deutsch, Englisch, Französisch, Spanisch und lernten alle zusammen eine Fremdsprache.» So kommt, es dass das SVP-Mitglied Lehmann fließend Hebräisch spricht und Israel mit der Begeisterung eines Teenagers als «Schmelztiegel der verschiedensten Kulturen und Ethnien» bezeichnet. Es sei sehr beeindruckend gewesen, Überlebende des Holocausts zu treffen, die einem aus erster Hand von den Gräueln der Nazis erzählten. «Wenn diese Menschen nun sterben, verschwinden die letzten Zeugen einer Zeit, die es eigentlich nie hätte geben dürfen.»

## Quereinsteiger auf dem Glatteis

Lehmann glaubt an sich selbst – und an die Kraft seines Tuns. Aber er ist auch ein gläubiger Mensch: «Ich weiss, woher ich komme – und wohin ich gehe.» Vor uns tauchen die Konturen der Glarner Alpen auf. «Nun nähern wir uns den Churfürsten», sagt Lehmann und deutet nach vorne. Von der Toggenburger Seite sehen die Kuppen wie sanfte Hügel aus. Sobald man ihre Gipfel überquert, fällt der Fels senkrecht ab. Um den Gebirgszug gefahrlos passieren zu können, braucht man eine wolkenfreie Zone. Im Gewölk kann ein Helikopter nicht gesteuert werden: «Aufgrund der drei Dimensionen der Bewegungen, würde man die Orientierung verlieren.» Der Verlust des Gleichgewichtssinns sei eine der grössten Gefahren.

Wir finden eine wolkenfreie Passage, unter uns tut sich der Abgrund auf. Es ist ein Zustand, den Lehmann auch aus seinem Geschäftsleben kennt. Nicht alle seiner Businessideen waren erfolgreich. Mit der Kapitalbeschaffungsplattform Venturix musste er Konkurs anmelden wie auch mit der Unterhaltungselektronik-Kette Best buy. Nun versucht sich Lehmann erstmals im Eishockey, als unbefleckter Quereinsteiger, der sich mit Ansprüchen aufs Glatteis gebigt, die schon so mancher erfolgreiche Geschäftsmann vor ihm proklamiert hat: nicht mehr auszugeben, als eingenommen wird. In der Geldvernichtungsmaschinerie des Schweizer Profisports tönt das wie naive Propaganda. Als Mäzen sehe er sich überhaupt nicht, und von Geltungsdrang oder der Gier nach Publicity sei er schon gar nicht getrieben. Lehmann spricht vom Kapital, das allein die Namen der 200 Donatoren des Klubs Red Line darstellen: «Das sind oft Kleinunternehmer, und wenn ich sie davon überzeugen kann, ihr Weihnachtessen bei mir im «Riverside» durchzuführen, profitieren alle.»



«Ich messe Personen daran, was sie leisten»: Unternehmer und Hobbypilot Lehmann.

Das «Riverside» ist Lehmanns Seminar- und Kongresskomplex, den er in Glattfelden auf dem Gelände einer früheren Spinnerei 2009 erstellte. Von Skeptikern als «Investitionsruine» abgetan, bietet die Anlage heute den wichtigsten Schweizer Konzernen eine attraktive Plattform und ist die Bühne für über tausend Grossanlässe pro Jahr. Visionär ist auch Lehmanns neuestes Projekt: Die Samsung Hall mit 5000 Plätzen direkt beim Bahnhof Stettbach in Zürich Schwamendingen gelegen, die im Januar 2017 ihre Türen öffnen soll.

Wir erreichen das Ziel des Rundflugs: den Klöntalersee. «Diese Gegend erinnert mich immer an Karl Mays «Schatz im Silbersee»», sagt Lehmann und manövriert den Heli knapp über der Wasseroberfläche. Nun wird das Tempo von über 200 km/h spürbar: «Wie James Bond», sagt Lehmann mit jugendlicher Begeisterung und setzt das Fluggerät sanft auf einer Kuhweide auf. Im Garten des Restaurants «Vorauen» nehmen wir im Schatten eines Sonnenschirms Platz. Den Versuch der Passagiere, die Rechnung für die Getränke zu begleichen, wischt Lehmann resolut vom Tisch: «Ich hatte in meinem Leben nie Schulden.» Das soll sich auch mit seinem Engagement im Eishockey nicht ändern. Sozusagen als Antrittsapell erklärte er den Spielern, dass sie sich ja nicht zu wichtig nehmen sollen: «Das, was ihr hier macht,

braucht eigentlich niemand. Die Welt wird sich auch ohne Eishockey weiterdrehen. Aber wenn ihr mit Lust und Leidenschaft spielt, könnt ihr den Menschen Freude bereiten.» In Lehmanns Geschäftsplan spielt das Catering eine entscheidende Rolle. Für einen mittleren sechsstelligen Betrag hat er die entsprechenden Rechte von der Gaho Holding zurückgekauft. In diesem Bereich stecke ein «riesiges wirtschaftliches Potenzial für den Klub».

### Die grosse Unbekannte

Die Zeit des Gesprächstermins läuft allmählich ab – auch aus flugtechnischen Überlegungen müssen wir in Richtung Kloten zurück. Lehmann hat dem Kontrollzentrum die Heimkehr für 17.00 Uhr angekündigt: «Wenn wir viel zu spät sind, wird Alarm ausgelöst.» Doch so weit kommt es nicht, obwohl der Pilot hoch über dem Zürichsee die Gefahren des Fliegens am lebenden Objekt präsentiert. Als er den Helikopter in grösserer Höhe schweben lässt, beginnt es plötzlich zu vibrieren – der Rotor scheint zu stottern. «Vortex – nennt man das», erklärt Lehmann, «Strömungsabriss bei Stillstand in grosser Höhe.» Das ist die grösste Gefahr beim Flug mit einem Hubschrauber. «Alles, was man in einem Helikopter macht, schränkt die Sicherheit ein». Doch Hans-Ulrich Lehmann hat alles im Griff – wie bisher meis-

tens in seinem Leben. Selbst die Geschäfte mit René Benko, dem österreichischen Wunderkind im Immobilieninvestment, der in einem Korruptionsverfahren schuldig gesprochen wurde, nimmt ihm niemand übel – und er selber schon gar nicht: «Benko hat immer geliefert. Ich messe Personen daran, was sie leisten.»

Das soll auch im Eishockey gelten. Das Kostenbewusstsein bezeichnet er ebenso als matchentscheidend wie die richtige Personalwahl: «Mit den zehn richtigen Leuten kann man die Welt verändern.» Ob diese Voraussetzung in Kloten gegeben ist, werden die kommenden Monate zeigen. Lehmann sieht sich nicht als CEO an vorderster Front, sondern als Chefstrategie, der das Tagesgeschäft genau im Auge behält. Jeden Dienstag verlangt er von seinem Personal Rapport, davon abgesehen werde er sich aus dem Operativen raushalten.

An neue Regeln muss er sich so oder so gewöhnen. Im Gegensatz zur Privatwirtschaft kennt das Eishockey eine grosse (aber massgebende) Unbekannte – den sportlichen Erfolg. «Alles ist von den Resultaten abhängig – und die unterstehen auch vielen Zufälligkeiten.» Als Helikopterpilot klammert Hans-Ulrich Lehmann diese aus. In Kloten setzt er sein Fluggerät butterweich auf den Abstellplatz. Es ist eine Punktlandung – kein Grounding. Das will er auch mit dem EHC Kloten so halten. ○



Politik

## Massenbürokratie dank SVP

Wer auf Kontingenten und Höchstzahlen besteht, hat sich noch nicht damit beschäftigt, was dies konkret bedeuten würde. Die Flexibilität unseres Arbeitsmarktes muss bewahrt werden.

Von Pierre Maudet

**U**nabhängigkeit, Leistung, Ausdauer und Engagement: Diese Werte zeichnen die Schweiz aus. Sie sind die Grundlage der Medaillen, die unsere Sportler in Rio gewonnen haben. Diese Werte werden auch von unseren Unternehmen verkörpert, die sich tagtäglich für Beschäftigung und Wohlstand in unserem Land einsetzen. Und sie definieren die Rahmenbedingungen, die die Stärke der Schweiz ausmachen, wie beispielsweise eine rigorose Finanzpolitik, unternehmerische Freiheit und eine liberale Wirtschaftspolitik.

Im Gegensatz zu unseren Nachbarn ist unser Arbeitsmarkt flexibel organisiert. Wir kennen weder gesetzlich verordnete Mindestlöhne noch einen generellen Kündigungsschutz. Unsere Arbeitsmarktpolitik basiert nicht auf Staatseingriffen, sondern auf Sozialpartnerschaft. Das zentrale Instrument der Arbeitsmarktregulierung war und ist der Gesamtarbeitsvertrag. Es liegt in der Verantwortung der Sozialpartner, Lohn- und Arbeitsbedingungen branchen- und ortsspezifisch zu vereinbaren. Auf diese Weise kann sowohl den Bedürfnissen der Betriebe wie auch jenen der Arbeitnehmer gezielt Rechnung getragen werden.

### Misbrauch im Verwaltungsdschungel

Aber die Schweiz ist kein Biotop. In den letzten Monaten wurde uns endgültig klar, dass Abschirmungspolitik keine Antwort auf globale Bedrohungen sein kann. Dies gilt nicht nur für Sicherheitsfragen. Auch unsere Arbeitsmarktpolitik muss globalen Risiken Rechnung tragen. Unlauterer Wettbewerb und Lohndumping machen vor unseren Grenzen nicht halt.

Die Schweiz kann auch in diesem Bereich Erfolge verbuchen. Mit den flankierenden Massnahmen wurde ein originelles und effizientes Instrument geschaffen, das es erlaubt, Missbräuche gezielt zu bekämpfen. Die Architektur der flankierenden Massnahmen trägt der Schweizer Tradition Rechnung. Es wird nicht auf staatliche Intervention, sondern auf Tripartismus gesetzt. Im Rahmen dieses Dispositivs müssen sich die Arbeitgeber, die Gewerkschaften und der Staat zu einer gemeinsamen Analyse durchringen und gegebenenfalls Massnahmen beschliessen. Dies ist wirtschaftspolitische Konkordanz im besten Sinne. Interventionen können und müssen nur dann stattfinden, wenn Missbräuche klar festgestellt wurden.

Die Arbeitsmarktbeobachtung, die im Rahmen der flankierenden Massnahmen geschaffen wurde, macht es heute möglich, Risikosektoren gezielt zu analysieren. Wenn wiederholte und missbräuchliche Lohnunterbietungen vorliegen, muss die kantonale tripartite Kommission Gegensteuer geben. Auf diese Weise können Missbrauchssituationen gezielt und effizient bekämpft werden, ohne aber die generelle Flexibilität unseres Arbeitsmarktes zu gefährden.

Der Erfolg dieser Politik braucht nicht mehr unter Beweis gestellt werden. In welchem



Die Schweiz ist kein Biotop.

anderen Land wäre es möglich, dass eine Mindestlohninitiative mit 76 Prozent oder eine Ferien-Initiative mit 67 Prozent Nein-Stimmen abgelehnt würde?

Am 9. Februar 2014 haben Volk und Stände die Masseneinwanderungsinitiative (MEI) der SVP angenommen. Bei der Umsetzung der neuen Verfassungsbestimmungen ist den Befürchtungen und Erwartungen der Bevölkerung Rechnung zu tragen. Wer aber heute auf der unflexiblen Einführung von Kontingenten und Höchstzahlen besteht, hat sich noch nie damit beschäftigt, was dies konkret bedeuten würde. Im Kanton Genf werden jedes Jahr

rund 20 000 Arbeitsbewilligungen ausgestellt. Wenn wir in Zukunft wirklich vor jeder Bewilligungserteilung systematisch die Lohnbedingungen analysieren und den Inländervorteil prüfen müssen, werden wir gezwungen sein, ein Verwaltungsmonster ins Leben zu rufen. Neue Verwaltungsstellen müssen geschaffen werden. Der administrative Aufwand für die Arbeitgeber wird deutlich erhöht werden, und die Bewilligungsfristen werden sich massiv verlängern.

In den weitaus meisten Fällen werden die Unternehmen korrekte Angaben liefern. Aber wir wissen auch, dass es nicht ausserordentlich kompliziert ist, in einem Bewilligungsverfahren andere Löhne anzugeben als jene, die dann auch wirklich vor Ort bezahlt werden.

Wer Missbräuche aufdecken will – und dazu sind wir verpflichtet –, muss aber erstens über eine seriöse Risikoanalyse verfügen. Zweitens müssen gezielte Kontrollen in Risikobereichen durchgeführt werden. Und drittens muss bei Verstössen klar sanktioniert werden. Eine Generalkontrolle ist jedoch das exakte Gegenteil gezielter Missbrauchsbekämpfung. Generalkontrolle bedeutet: Alle dürfen ein bisschen kontrolliert werden. Für gezielte Untersuchungen vor Ort wird kaum noch Zeit bleiben. Freuen dürfen sich jene, die bewusst unlauteren Wettbewerb betreiben wollen. Sie werden sich im neuen Verwaltungsdschungel leichter verdeckt halten können.

Der Kanton Genf ist einer von den (nur) fünf Kantonen, die zum nationalen Finanzausgleich beitragen und zwar mit rund 250 Millionen pro Jahr. Es scheint mir daher ein legitimes Anliegen zu sein, eine effiziente Verwendung der Genfer Steuergelder zu fordern.

Wir sollten uns also davor hüten, Massenimmigration durch Massenbürokratie zu bekämpfen. Wer sich heute für die Wettbewerbsfähigkeit und die soziale Sicherheit unseres Landes einsetzt, muss fixe Kontingente und systematische Einzelfallprüfungen entschieden ablehnen. Eine Umsetzung der MEI, welche die Flexibilität und Öffnung unseres Arbeitsmarktes bewahrt und gleichzeitig tripartite Missbrauchsbekämpfung gezielt verstärkt, kann und muss möglich sein.

Pierre Maudet (FDP) ist Sicherheits- und Volkswirtschaftsdirektor des Kantons Genf.

# Fellers Privatfehde

Der Waadtländer FDP-Politiker Olivier Feller macht unermüdlich auf Mängel beim AHV-Ausgleichsfonds Compenswiss aufmerksam. Dieser wurde schon von seinem Vater scharf kritisiert. Für Sozialminister Alain Berset wird die Kritik zunehmend ungemütlich. *Von Hubert Mooser*

Er sieht aus wie der nette Junge von nebenan. Aber für Sozialminister Alain Berset (SP) ist er wie ein Stachel im Fleisch. Der Waadtländer Nationalrat Olivier Feller, 42, hat sich als Parlamentarier den AHV-Ausgleichsfonds Compenswiss vorgeknöpft. Und wie! Seit über zwei Jahren bombardiert er das Departement des Innern (EDI) von Berset mit Vorstössen zu Verwaltung, Rendite und Transparenz dieser Einrichtung.

Compenswiss bewirtschaftet das Vermögen der Alters- und Hinterlassenenversicherung (AHV), der Invalidenversicherung (IV) und der Erwerbsersatzordnung (EO) – zurzeit sind das über dreissig Milliarden Franken. Es ist die eiserne Reserve der AHV, mit der man kurzfristige Einnahmeschwankungen ausgleichen will. Dafür muss der Fonds stets eine Kapitalreserve in Höhe einer AHV-Jahresausgabe enthalten.

## Offene Rechnungen

Feller findet, der Fonds würde nicht optimal verwaltet. «Dieses Geld ist Volksvermögen», sagt der Waadtländer in perfektem Schweizerdeutsch. «Es ist deshalb nicht gleich, wie dieses Vermögen verwaltet wird.» Inzwischen hat er schon über zwanzig Vorstösse dazu eingereicht und lässt immer noch nicht locker.

Noch in der Herbstsession plane er eine weitere Intervention, kündigt Feller an. «Es geht um eine Motion, die verlangt, dass der AHV/IV/EO-Fonds dem Öffentlichkeitsgesetz unterstellt wird.» Obwohl die Einrichtung über dreissig Milliarden Franken Volksvermögen bewirtschaftete, seien die Verantwortlichen im EDI und bei Compenswiss der Meinung, dass man nicht dem Öffentlichkeitsgesetz unterstehe.

Der Direktor der Waadtländer Immobilienkammer hat sich dermassen an dieser Frage festgebissen, dass es aussieht, als führe er einen Privatkrieg. Jedenfalls ist Feller beim Thema AHV-Ausgleichsfonds familiär vorbelastet. Sein Vater leitete ab 1975 das Personalamt der AHV-Zahlstelle ZAS. Wie man hört, wäre Vater Feller gern Direktor dieses Amtes geworden, er wurde jedoch übergangen, wurde aber stattdessen Geschäftsleiter des AHV/IV/EO-Fonds. Damals war das noch ein klitzekleines Viermann-Team, das personell und organisatorisch mit der ZAS verwoben war.

Als 1980 der damalige ZAS-Direktor in Pension ging, bewarb er sich erneut erfolglos um die Nachfolge. Vater Feller verliess dann die Verwaltung für einen Job als Direktor bei einer Genfer Privatbank. Anfang der neunziger

Jahre holte man ihn zurück in den Verwaltungsrat des AHV-Ausgleichsfonds. 1997 wurde er unter Präsident Paul Hasenfratz Vizepräsident. Als Hasenfratz 2001 zurücktrat, wäre Vater Feller gern Präsident geworden. Statt Feller bekam Ulrich Grete den Job. Und Feller nahm 2002 den Hut.

Darum kommt in Bern der Verdacht auf, der Sohn begleiche mit seinen Vorstössen offene Rechnungen seines Vaters. So schlimm, wie Feller die Situation darstelle, sei es nicht, meinen jedenfalls andere Finanzpolitiker. Der Romand ist anderer Meinung und entrüstet sich darüber, dass man ihm private Motive unterstellt. Sein Vater habe sich auch nicht als Präsident des AHV-Ausgleichsfonds beworben. Er sehe ausserdem nicht ein, was die Tätigkeit seines Vaters vor fünfzehn Jahren mit seiner aktuellen Tätigkeit als Parlamentarier zu tun habe. «Meine Vorstösse betreffen die Gegenwart, nicht die Vergangenheit.» Er kenne das Dossier selber gut und stelle eigene Recherchen dazu an.

Fellers Recherchen decken sich mit der Kritik des Vaters an der Anlagepolitik des Fonds. Dieser wies noch 2009 in einem Zeitungsartikel auf Mängel in der finanziellen Führung der Sozialversicherungsreserven hin. Weiter monierte er, dass ein Grossteil des AHV-Vermögens im Ausland parkiert sei, kritisierte die intransparente Rechnungslegung und die Anlagestrategie: All

diese Punkte finden sich auch in den Vorstössen, die sein Sohn nach seiner Wahl in den Nationalrat 2011 eingereicht hat.

Nach den ersten Interventionen von Olivier Feller nahm man im Departement von Alain Berset die Angriffe noch auf die leichte Schulter und speiste Feller mit den für die Verwaltung üblichen Antworten in Form von Allgemeinplätzen und Beruhigungspillen ab. Doch Feller legte nach. «In diesem Fonds liegt vieles schief», sagt er und betont: «Durch meine Vorstösse habe ich schon einiges erreicht.»

In der Tat: Vor zwei Jahren behandelte der Bundesrat die Liste der externen Vermögensverwalter, die mit den Milliarden des Fonds jonglieren, noch wie ein Staatsgeheimnis. Seit 2015 wird diese Liste im Jahresbericht des AHV-Fonds publiziert. «Nun weiss man endlich, dass wichtige externe Vermögensverwalter in den USA den Sitz haben – in New York, Pasadena, San Francisco», sagt Feller. Er hat aber auch achtmal mehr oder weniger die gleichen Fragen in Vorstössen aufgeworfen: «Die Antworten des Bundesrats waren nicht präzise», verteidigt sich Feller. Deshalb habe er nachgefragt. Sozialminister Berset bestellte ihn inzwischen auch schon zu sich ins Büro, um dem Freisinnigen auf den Zahn zu fühlen. Feller liess sich davon nicht beeindrucken und will Berset auch künftig das Leben schwermachen. ○



«Meine Vorstösse betreffen die Gegenwart, nicht die Vergangenheit»: FDP-Nationalrat Feller.

# Der YB-Ausverkauf

Die Brüder Rihs wollten mit YB die Super League erobern und Geld verdienen. Heute sind sie weiter von diesem Ziel entfernt denn je – und haben 50 Millionen Franken weniger auf dem Konto. Nun suchen sie einen Käufer. *Von Thomas Renggli*



*Zickzackkurs:* YB-Investoren Andy und Hansueli Rihs (oben rechts); nach Fan-Protest abgetretener Verwaltungsrat Urs Siegenthaler (unten links).

Der Fussball ist seiner Zeit voraus. Erst acht Runden sind in der Super League gespielt, und der FC Basel kann den Barfüsserplatz für die nächste Meisterfeier bereits mieten. Die Frage ist nur: im Mai 2017 oder schon im April?

Dort, wo man den Lauf der Dinge eigentlich aufhalten wollte und noch vor einigen Wochen mit Inbrunst zum Widerstand gegen den Serienmeister aufgerufen hat, herrscht spätsommerliche Katerstimmung. Der neutrale Beobachter fühlt sich an die Wiederholung eines schlechten Spielfilms im Nachmittagsfernsehen erinnert. Was er sieht, entbehrt jeder sportlichen und wirtschaftlichen Logik. Der BSC Young Boys verfügt über das zweitgrösste Stadion des Landes, ein für helvetische Verhältnisse riesiges Fanpotenzial, die nötigen Strukturen und den finanziellen Support der Gebrüder Andy und Hansueli Rihs, die mit einem Vermögen von 2,25 Milliarden Franken das

Tagesgeschäft im Schweizer Fussball aus der Portokasse zahlen können. Doch in der operativen Führung herrscht Murphy's Law: Alles, was schiefgehen kann, geht schief.

## Gelb-schwarze Ringelsocken

So auch in den vergangenen Tagen, als der Verdrängungskampf auf der zweiten Hierarchiestufe des Traditionsclubs zum öffentlichen Schauprozess wurde. Die vorläufig letzte Episode initiierten die Chefs am Montag persönlich. Andy Rihs empfing die Journalisten in gelb-schwarzen Ringelsocken zur Schadensanalyse, sagte «Hopp YB» und versprach, in Zukunft «lieber ein paar Nachwuchstrainer mehr einzustellen, dafür einen teuren Star weniger». Die vakante Rolle der sportlichen Führung wolle man intern besetzen. Diese Aussage kann auch als Sparbefehl verstanden werden. Denn Fachkräfte wie Chef-Scout Stéphane Chapuisat, Ta-

lentmanager Christoph Spycher oder Nachwuchschef Ernst Graf stehen schon auf der Lohnliste des Clubs.

Mit ihrem Auftritt präsentierten die Gebrüder Rihs zwar keine schnellen Lösungen, immerhin senkten sie die aufgeheizte Stimmung im Traditionsclub unter den Siedepunkt. Die Bilanz bleibt düster: Die Erfolgsunternehmer haben sich verkalkuliert. Anstatt Gewinn zu erzielen, legten sie in Bern seit der Saison 2008/2009 rund 50 Millionen Franken drauf. «Mit diesem Negativergebnis haben wir sicher nicht gerechnet», sagt Andy Rihs. Zusammen mit seinem Bruder stieg er bei YB ein, weil er sich mit Klub und Stade de Suisse ein lohnendes Investment erhoffte.

Ganz offensichtlich hatten die Unternehmer mit einem Selbstläufer gerechnet – was nicht unbedingt für grosse Branchenkenntnisse spricht. In der Schweiz sind es nur zwei

Sportunternehmen – der SC Bern und der FC Basel –, die nachhaltig gewinnbringend geschäfteten. Während sich gewisse Klubpräsidenten in der Schweiz zu stark einmischen, führen Andy und Hansueli Rihs in Bern zu sehr mit der langen Leine. Damit ermöglichen sie der operativen Führung ein Eigenleben, das in der Privatwirtschaft kaum toleriert würde. So schickte in der vergangenen Woche der Verwaltungsrat zuerst Sportchef Fredy Bickel und CEO Alain Kappeler in die Wüste. Andy Rihs führt «wirtschaftliche Gründe» an. Bickel habe es nicht geschafft, mit einer besseren Transferpolitik das laufende Budget ausgeglichen zu gestalten. Dass diese Erkenntnis mitten in der Saison kommuniziert wurde, zeugt nicht von einer professionellen Führungskultur.

### Der Selbstverkäufer

Während des Europacup-Heimspiels gegen Olympiakos Piräus griffen die Fans zur Pyrotechnik. Sie nebelten das Stade de Suisse ein und forderten per Spruchband «e chlini Denkpouse für den VR» und wünschten Verwaltungsrat Urs Siegenthaler ins Pfefferland: «Hou ab». Keine 24 Stunden später setzte sich das Volkstribunal durch: Per Communiqué verkündete der Klub die Demission Siegenthalers.

Urs Siegenthaler ist eine der kontroversesten Figuren im europäischen Fussball – ein begnadeter Strippenzieher und Lobbyist, der meist aus der zweiten Reihe agiert, aber gleichwohl das letzte Wort für sich beansprucht. Ein langjähriger Weggefährte sagt über «Sigi»: «Er ist ein grosser Selbstdarsteller und Verkäufer in eigener Sache, der Menschen für sich einnehmen kann und Ideen von anderen als eigene Visionen verkauft.» Dass Siegenthaler dies in Basler Dialekt zuletzt gar in einem TV-Interview vor der Muttenser Kurve des (Basler) St.-Jakob-Parks tat, verschaffte ihm in Bern keine Bonuspunkte und beschleunigte den Liebesentzug der YB-Getreuen.

Bei der deutschen Nationalmannschaft fungiert Siegenthaler seit zwölf Jahren als Chef-Scout und besitzt im Stab von Bundestrainer Jogi Löw ein gewichtiges Mitspracherecht. Ganz offensichtlich ist seine Position aber auch im Reich des Weltmeisters gewissen Beobachtern suspekt. Während der Euro in Frankreich kritisierte Fernsehexperte Mehmet Scholl in einer Analyse Siegenthaler für die Umstellung im Defensivkonzept scharf: «Herr Siegenthaler möge bitte seinen Job machen.»

In Bern war es dessen Job, die sportliche Kompetenz in den Verwaltungsrat zu bringen – ein Gremium, dessen Zusammensetzung reichlich willkürlich anmutet: Neben den Brüdern Rihs wachen Treuhänder Hanspeter Kienberger als Präsident, Werner Müller, ein Gewährsmann von Stadionbauer Bruno Marazzi, der frühere Journalist Peter Marthaler, die Lokalpolitikerin Barbara Hayoz und Modeunternehmer Richard Gostony über das Wohl

des elffachen Schweizer Meisters. Das Anforderungsprofil der Verwaltungsräte scheint schwammig. Bei Marthaler liegt die Legitimation nicht erst seit dem PR-Fiasko der vergangenen Tage im Diffusen. Hayoz muss von der Frauenquote profitiert haben. Und im Fall von Gostony genügte es, dass er in einem Interview erwähnte, ein «grosses YB-Herz» zu haben.

Herzblut floss im Berner Fussball aber schon immer bis zum Überschwappen. Sonst hätte man nicht bei jeder Gelegenheit dem FC Basel den Kampf angesagt und den baldigen Titelgewinn zum obersten Gebot erklärt. Als Fredy Bickel Ende November 2012 zum zweiten Mal bei YB anheuerte, sagte er über seine neun Jahre beim FC Zürich: «Es gab keinen Tag, an dem ich nicht an YB gedacht hatte. Es ist für mich wie nach Hause kommen.» Praktisch im gleichen Atemzug setzte er die Frist bis zur nächsten Meisterfeier bei drei Jahren fest.

Die drei Jahre sind vorüber, und Bickel wurde zum zweiten Mal aus seiner Heimat vertrieben. Und er muss sich den Vorwurf gefallen lassen, dass er einiges zum aktuellen Schlamassel beigetragen hat. Seine Personalpolitik war ebenso

---

### «Wenn ich sehe, wie Andy Rihs am Berg Velo fährt, weiss ich, dass er nicht aufgibt.»

---

simpel gestrickt wie durchschaubar. Er verpflichtete überwiegend Arbeitskräfte, die ihm schon in Zürich treu ergeben gewesen waren: die Assistenztrainer Harry Gämperle und Erich Hännzi, die Spieler Alain RoCHAT, Steve von Bergen, Milan Gajic und Loris Benito. Auch sein erster Trainer – Uli Forte – war ein alter Bekannter aus dem Zürcher Umfeld.

Bickel, der Harmoniemensch, der deutschen Schlager liebt und den sportlichen Herzschmerz mit weinerlicher Stimme kommentiert, bewies damit wenig Einfühlungsvermögen in Bezug auf die zarte Berner Seele. Denn als quasi oberstes Kulturgut der Bundesstadt untersteht YB dem Heimatschutz.

«Die Young Boys brauchen eine Berner Lösung», sagt Martin Weber, Verteidigerlegende, Leistungsträger der letzten YB-Meistermannschaft (1986) und Mitglied des 22 Lokalgrössen umfassenden YB-Beirats, «der Imageschaden kann am schnellsten korrigiert werden, wenn Persönlichkeiten in die Verantwortung treten, die sich mit dem Klub identifizieren.»

Weber spricht von «Wehmut», die ihn überkomme, wenn er die aktuellen Ereignisse beobachte, und ärgert sich über den «Zickzackkurs», auf dem die Young Boys in den letzten Jahren unterwegs gewesen sind. Wann das YB-Fiasko so richtig begonnen hat, kann angesichts der hohen Personalfuktuation, der immer wieder neu ausgerufenen «Dreijahrespläne bis zum nächsten Titel» und der ständigen Strategiewechsel niemand so genau sagen.

Ein Ereignis erschütterte die Berner Fussballseele mehr als jede Niederlage gegen den FC Basel – die Absetzung von CEO Stefan Niedermaier im August 2010. Niedermaier hatte zwar auch keinen Pokal gewonnen, doch mit seiner volksnahen Arbeitsweise im Umfeld des Klubs grosse Sympathien genossen. Dass an seiner Stelle der Innerschweizer Ilja Kaenzig direkt aus der Ringier-Chefetage zum starken Mann befördert wurde, kommentierte die Tageszeitung *Der Bund* mit dem Titel: «YB schockiert die Fans». Der frühere SBB-CEO Benedikt Weibel verabschiedete sich damals ebenso überstürzt aus dem Beirat wie die Berner Musik-Ikone Kuno Lauener mit seiner Band Züri-West.

So aber stehen die Young Boys vor einem weiteren Neuanfang. Martin Weber sieht im Abgang von Siegenthaler «eine grosse Chance». Dass diese genutzt wird, ist momentan aber fast nicht vorstellbar; zu vieles lief in den vergangenen Jahren schief, zu regelmässig tappte man in die personellen Fettnäpfchen. Die Gebrüder Rihs beweisen mit ihrem Engagement zwar Generosität und Verlässlichkeit, doch emotional scheinen sie sich längst vom Projekt verabschiedet haben. Ihr PR-Berater Sacha Wigdorovits sagt: «Wenn ich sehe, wie Andy Rihs am Berg Velo fährt, weiss ich, dass er nicht aufgibt.» Gleichzeitig sagt Andy Rihs, dass er Klub und Stadion bei einem angemessenen Angebot verkaufen würde: «Wir bevorzugen eine Lösung mit einem Berner Investor.»

### 26 Trainer, 13 Präsidenten

Die grossen Zeiten von YB sind längst vorbei. Wer sich die Bilder der Meisterfeier von 1986 anschaut, wähnt sich in einer anderen Welt: Fast scheu hält Captain Jean-Marie Conz den Pokal in die Höhe und genehmigt sich verhalten einen Schluck Weisswein aus dem Kübel. «Wir feierten mit einem internen Fest in der Boccia-Hütte», erinnert sich der damalige Torschützenkönig Lars Lunde. Der Däne wechselte danach zu Bayern München. 1988 kollidierte er in seinem Auto mit der Wynental-Suhrental-Bahn. Er lag zehn Tage im Koma. Heute arbeitet er als Krankenpfleger in der Berner Hirsländli-Klinik Beau-Site und ist Trainer des 3.-Liga-Vereins FC Weissenstein.

Auch bei YB ging es in den letzten dreissig Jahren drunter und drüber: 26-mal wechselten sie den Trainer, 13-mal den Präsidenten. In der letzten Meister-Epoche war es der Berner Unternehmer Rudolf Baer, der den Verein während dreizehn Jahren führte. Heute ist von dieser Konstanz nichts mehr da. «Unser Titel von 1986 gewinnt jedes Jahr an Bedeutung», bringt es Lunde auf den Punkt.

Es ist davon auszugehen, dass die Wertsteigerung nicht abgeschlossen ist. Schon nächstes Jahr gibt es wieder etwas zu feiern: das 30-Jahre-Jubiläum des letzten Cupsieges. ○

# Malstunde bei Meister Fo

Besuch bei Nobelpreisträger Dario Fo. Kaum ist der Journalist zum Interview eingetroffen, entgleitet ihm die Regie.

Von Urs Gehriger

Wir treffen Nobelpreisträger Dario Fo, 90, in einer prekären Situation. Sein Metier, die Satire, ist unter Dauerbeschuss. Die Türkei hat soeben sämtliche seiner Stücke verboten. Ausserdem plagt ihn Rastlosigkeit. Tausend Ideen schwirren in seinem Kopf herum, und seine Hände kommen kaum nach, diese umzusetzen. Abgemacht war ein einstündiges Interview über Darwin, den Helden seines neusten Buches, das diesen Donnerstag veröffentlicht wird. Kaum angekommen, entgleitet dem Journalisten aber die Regie.

*Ein Landhaus an einer starkfrequentierten Strasse ausserhalb von Cesenatico an der Adria gelegen. Es ist die Sommerresidenz von Dario Fo, dem berühmten Nobelpreisträger. Sie gleicht einem Bienenstock. Bedienstete, Helfer, Malerinnen und Gäste schwirren durch das Labyrinth der Räume. Mitten im wilden Treiben befindet sich Fo, den alle «Il Maestro» nennen. Wie ein Derwisch führt er den Pinsel. Punkt 18 Uhr lässt er sich in den Stuhl fallen. Abgekämpft und farbenverschmiert sitzt er am Esstisch. Der Journalist betritt das Haus durch die Küche.*

**Journalist:** Meister Fo, wo sind Sie? Meister Fo-o-o?

**Meister Fo:** (Krächzend) Hier. Hier bin ich!

**Journalist:** (Tritt ins Esszimmer) Meister Fo! Es ist mir eine grosse Ehre.

**Meister Fo:** Schreien Sie nicht so. Ich habe den ganzen Tag gemalt.

**Journalist:** Verzeihen Sie, Meister. Was haben Sie gemalt?

**Meister Fo:** Dieses Gemälde da. (Er zeigt auf ein Bild auf der Staffelei. Es stellt Arbeiter dar, die in eine gigantische Müllkippe geworfen werden) Gefällt es Ihnen?

**Journalist:** Famos, Meister Fo. Grossartig.

**Meister Fo:** Ich muss meine Stimme schonen. Ich habe heute Abend Auftritt. Woher kommen Sie? Was wollen Sie von mir?

**Journalist:** Aus der Schweiz bin ich gekommen, den Zustand der Satire zu erkunden.

**Meister Fo:** Eine Gesellschaft ohne Satire hat keine Möglichkeit, die Wahrheit zu verstehen.

**Journalist:** Wir wollen die Wahrheit erfahren. Sagen Sie, Meister, ist die Satire in Gefahr?

**Meister Fo:** Die Satire ist immer in Gefahr. Die Aufgabe des Satirikers ist es, all seine Energie einzusetzen, selbst wenn seine Waffen schwächer werden.

**Journalist:** Satiriker werden gejagt. Sie müssen um ihr Leben fürchten.

**Meister Fo:** Nichts ist neu unter der Sonne. Die Herrscher im antiken Athen versuchten immer wieder, die Satire auszulöschen. Wenn man in Rom Satire machen wollte, musste man so tun, als handle es sich bei Rom um Griechenland, sonst landete man im Gefängnis. Und wer dort wieder rauswollte, musste eine Eulogie verfassen. Dann kam das Mittelalter.

**Journalist:** Das Mittelalter war finster.

**Meister Fo:** Im Mittelalter wurde es Licht.

**Journalist:** Licht, sagen Sie?

**Meister Fo:** Im Mittelalter entstanden die *comuni*, freie Städte wie Florenz. Das ist ein Phänomen, das noch nicht genug studiert worden ist. Ein Phänomen überdies, das in Frankreich oder der Schweiz total unbekannt war. Unsere *comuni* verhalfen den wichtigsten Künsten zu ihrer Geburt. Aus dem Schoss des Mittelalters entsprangen die Renaissance, der Humanismus, die Demokratie.

**Journalist:** Aber jetzt wird es dunkel. Satiriker werden bei ihrer Arbeit erschossen. Sie wagen sich nicht mehr ans Tageslicht. Meister Fo, Sie

---

«Eine Gesellschaft ohne Satire hat keine Möglichkeit, die Wahrheit zu verstehen.»

---

haben die katholische Kirche doch so elegant aufs Kreuz gelegt. Denken Sie, die Satire sollte sich auch Mohammed und Allah vorknöpfen? (Lastwagenlärm von der Strasse)

**Meister Fo:** Was sagen Sie?

**Journalist:** Die Satire verstummt vor Gott.

**Meister Fo:** Man darf die Lügen nicht laufen lassen. Wer Ungereimtheiten predigt, darf sich nicht hinter Dogmen verstecken. Das ist schändlich.

**Journalist:** Schändlich sagen Sie, Meister. Wie meinen Sie das?

**Meister Fo:** Ein Gott, der Abraham befiehlt, seinen ersten Sohn zu opfern, um seine Gottesfurcht zu prüfen, was ist das denn? (Macht ein Gesicht, als sei ein Blitz in ihn gefahren) Darüber muss ich eine Satire schreiben. (Ruft einer Assistentin, die im Hintergrund malt) Margherita, schreib auf: «Der Meister will eine Satire schreiben über das Paradox vom lieben Gott, der sich als verrückter Mythomane offenbart.»

*Zwei Bauern treten ein, sie bringen einen Korb mit Gemüse.*



«Nichts ist neu unter der Sonne»: Autor Fo, 90.

**Meister Fo:** Seid gegrüsst, ihr Lieben. Was bringt ihr Schönes?

**Erster Bauer:** Gemüse aus unserem Garten. Zucchini, Tomaten, Gurken, Peperoni.

**Meister Fo:** (Kneift die Augen zusammen) Was flattert da?

**Zweiter Bauer:** Ein Huhn, Meister, wie immer am Donnerstag; wir bringen euch ein Huhn.

**Meister Fo:** Gut. Ein Huhn. Das machen wir morgen. Heute habe ich Auftritt. Es kommen viele Leute. Wohin mit den Leuten? Ich weiss nicht, wohin mit ihnen.

**Erster Bauer:** Aber sie finden doch immer Platz.





**Zweiter Bauer:** Ja, Meister, bei euch drückt die Feuerwehr bei den Sicherheitsvorschriften beide Augen zu.

**Erster Bauer:** Wer im Saal keinen Platz findet, darf bei euch auf der Bühne sitzen.

**Meister Fo:** Ja, ja, ja, niemand soll draussen bleiben, aber heute wird es schwierig, sie haben dreimal mehr Eintrittskarten verkauft als erlaubt.

Dario Fo hat etwas erreicht, von dem jeder Schriftsteller träumt. Bei ihm sitzt der Arbeiter neben dem Unternehmer im Publikum. Es lacht die Linke wie die Rechte, wenn auch aus unterschiedlichen Gründen. Zusammen

mit seiner Frau, der Schauspielerin und Autorin Franca Rame, hat er seit den fünfziger Jahren eine gigantische Gefolgschaft aufgebaut. Sie füllten Fabrikhallen und ganze Stadien. Zwanzig Millionen Zuschauer hingen vor dem Fernseher, um ihre Satiresendung anzuschauen, sehr zum Ärger der Taxifahrer in ganz Italien, die protestierten, dass Fo ihnen die Kundenschaft wegnehme.

Mehrmals hat man ihn von der Bühne weg verhaftet. Drei Dutzend Male wurde er wegen Blasphemie, Beleidigung und Ehrverletzung der Mächtigen vor Gericht gezerzt. Italien belegte ihn mit Auftrittsverboten. Die Amerikaner verfügten gar ein Einreiseverbot. Als Fo 1997 den Literaturnobelpreis erhielt, charakterisierte ihn das Komitee als «Schriftsteller, der in Nachfolge der mittelalterlichen Gaukler die Macht geißelt und die Würde der Schwachen und Gedeimütigten wiederaufrichtet».

Jetzt hat er sich Charles Darwin als Sujet ausgesucht. Eigens für die Ausstellung im Tourismuszentrum von Cesenatico hat er Dutzende Gemälde gemalt, Puppen gebastelt, Installationen angefertigt, die die Menschwerdung illustrieren. Zweimal die Woche nimmt er das Publikum auf eine zweistündige Reise durch die Evolution mit. Sein einst elastischer Körper ist erstarrt, doch die riesigen Augen leuchten wie Wunderkerzen.

**Journalist:** Meister Fo, warum erzählen Sie die Geschichte von Darwin? Die kennt doch jedes Kind.

**Meister Fo:** Fragen Sie Ihr Kind.

**Journalist:** Was soll ich es fragen?

**Meister Fo:** Ob es einmal Kiemen hatte.

**Journalist:** Kiemen?

**Meister Fo:** Oder einen Schwanzansatz.

**Journalist:** Ich frage mein Kind.

**Meister Fo:** Der menschliche Fötus macht die ganze Evolutionsgeschichte im Zeitraffer durch, bevor das Kind auf die Welt kommt.

**Journalist:** Gut, dass Sie daran erinnern.

**Meister Fo:** Man muss daran erinnern, denn Darwin wird ignoriert. Überall. Wir sind Ignoranten, die meisten wissen nicht, woher wir alle kommen und wie wir entstanden sind. Man hat Darwin den Krieg des Schweigens erklärt, weil er gefährlich ist.

**Journalist:** Weil er die Existenz Gottes in Frage stellt?

**Meister Fo:** Aber ohne ausdrücklich zu sagen, dass Gott nicht existiert.

**Journalist:** Meister, jedes Kind weiss, wir sind Kinder von Affen. Aber wer hat den Affen erschaffen?

**Meister Fo:** Bevor wir Kinder von Affen waren, waren wir Kinder von Würmern.

**Journalist:** Von Würmern, gut. Wer hat die Würmer erschaffen?

**Meister Fo:** Alle Lebewesen kommen von weit her, sie existieren nicht, wie es die Bibel sagt,

bloss seit ein paar Jahrhunderten vor Christus. Sondern seit Millionen von Jahren.

**Journalist:** Affe, Wurm, Amöbe – wer regt sich darüber heute noch auf?

**Meister Fo:** Dieser Türke zum Beispiel, der mit Gewalt ein ganzes Land regiert, der Europa und die ganze Welt erpresst.

**Journalist:** Er hat neulich sämtliche Ihrer Stücke verboten.

**Meister Fo:** Das ist mir eine grosse Ehre. Ich bin in wunderbarer Gesellschaft. Als ich davon erfuhr, öffnete ich das Fenster und jubelte. (*Macht eine Handbewegung, als ob er ein Fenster öffnen würde und schreit*) «Ich und Shakespeare, in einem Bund der Verdammten vereint.» Dieser Chef-türke ist Teil einer Anti-Darwin-Bewegung. Das zeigt, wie wichtig es ist, für Darwin zu sein.

**Journalist:** Weshalb sollte der türkische Präsident, der ein Fels von einem Mann ist, Angst vor Darwin haben?

**Meister Fo:** Für ihn und seine Leute ist die Idee vom Wurm ein Gräuel. Sie sagen: «Ich bin nicht ein Tier, ich bin Gottes Sohn, das einzige Wesen mit einer Seele.»

*Zwei neue Gäste treten ein. Ein Bäcker und dessen Freund, ein Rentner, aus der Region Venedig.*

**Meister Fo:** Dieser Bäcker hat Grossartiges geleistet, er hat eine Brotbäckerei in eine grosse Firma ausgebaut mit hundert Angestellten.

**Bäcker:** Ich bezahle sie alle gut.

**Meister Fo:** Sie backen Bibanesi [handgedrehtes Knabbergebäck].

**Bäcker:** Alle meine Arbeiter sagen: «Gerecht ist er, unser König der Bibanesi.»

**Meister Fo:** (*Zeigt mit dem Finger auf den Journalisten*) Der da kommt aus der Schweiz. Er will mich ausfragen. Ihr könnt mitmachen bei den Antworten. Aber aufgepasst, die Schweizer sind ein Schlag von grosser Intelligenz. Und sie sind ein grossartiges Publikum. (*Zum Journalisten*) Einige Leute in Italien wissen die Intelligenz der Schweizer nicht zu schätzen. Ihr Wissen ist etwas beschränkt. Wenn ein Italiener Karten spielt und nicht weiss, welche Karte er spielen soll, sagt er: «Sono rimasto Svizzero» – Ich bleibe Schweizer. (*An alle*) Sprechen wir ein wenig, dann essen wir in der Osteria.

**Erster Bauer:** Aber wir haben ein grosses Stück Gorgonzola mitgebracht.

**Meister Fo:** Den sparen wir für später.

**Zweiter Bauer:** (*Zum Bäcker*) Mit unserem Gorgonzola werden sogar deine furztrockenen Bibanesi zur Delikatesse.

**Meister Fo:** Ruhe! (*Dreht den Kopf zur zweiten Assistentin, die aus dem Raum schleicht*) Jessica, wo gehst du hin? (*Meister Fo ist halblblind, aber ihm entgeht nichts.*)

**Jessica:** Ich gehe in die Küche.

**Meister Fo:** Setz dich doch zu uns.

**Jessica:** Meister, nein, ich habe keinen Platz.

**Meister Fo:** Nun gut, aber bitte streck dein Gesicht ab und zu durch die Tür. (*Zur Tafel-*

runde) Sie hat Talent, wisst ihr, grosses Talent. Neulich war sie zwei Wochen in den Ferien, sie hat mir sehr gefehlt. (Zu Jessica) Was ist das für ein Wein, den wir trinken?

**Jessica:** (Ruft aus der Küche) Ein Passerina. (Die Runde grölt) [Passerina ist eine Weissweinsorte aus Mittelitalien, gleichzeitig aber ein schmutziger Ausdruck für das weibliche Geschlechtsorgan.]

**Meister Fo:** Reisst euch zusammen, ihr Dreckskerle! (Zu Jessica) Jessica, wo warst du schon wieder in den Ferien?

**Jessica:** Kreta

**Meister Fo:** Auf Kreta war sie, zwei Wochen lang, es kam mir vor wie eine Ewigkeit.

Meister Fos Haus gleicht einer *bottega* aus der Renaissance, es ist eine Werkstatt, wo in pausenlosem Schaffen die Werke des Meisters – Bilder, Bühnenbilder, Puppen, Kostüme – im Teamwork gefertigt werden. Wie einst der junge Leonardo da Vinci arbeiten Kunststudenten, Lehrlinge und Assistenten gleichzeitig an verschiedenen Aufgaben. Sie sind Schüler und Assistenten des Meisters zugleich.

Jessica und Margherita sind Fos engste Mitarbeiterinnen. Sie haben die Aura von Musen. Beide sind Mitte zwanzig und stammen aus Mailand. Beide sind engelhaft bleich, duldsam und sanftmütig. Sie wohnen von März bis Oktober durchgehend mit dem Meister in seiner Sommerresidenz. Jessica hat hohe Ponyfransen, sie malt seine Skizzen aus. Margherita, zierlich, mit flüchtigem Rehblick, tippt des Meisters Manuskript, das er aus dem Stegreif diktiert, liest ihm aus Büchern und Zeitungen vor, erledigt das Büro und organisiert seine Auftritte. Es ist eine grosse Ehre, für den Meister zu arbeiten und von ihm zu lernen. Aber auch eine grosse Plage. Nicht ein einziges Mal waren sie am Strand diesen Sommer.

**Jessica:** Sechs ist schon längst vorbei.

**Margherita:** Sag ihm, dass wir gehen wollen.

**Jessica:** Sag's du ihm!

**Margherita:** Hast du das Bild fertig?

**Jessica:** Machst du Witze? Er malt wie ein Berserker, kaum habe ich eins ausgemalt, liegen schon zwei neue Skizzen vor.

**Margherita:** Sein Tempo bringt mich um.

**Jessica:** Woher nimmt er die Energie?

**Margherita:** Er sagt: «Solange die Ideen kommen, muss ich einfach arbeiten.»

**Jessica:** Er ist noch schneller geworden, seit Franca tot ist.

**Margherita:** Weisst du noch, wie er sich eingeschlossen hat?

**Jessica:** Eine Stunde lang nach ihrem Tod.

**Margherita:** Wie wir gebibbert haben, dass er sich was antun könnte.

**Jessica:** Dann kam er raus, trocknete sich die Augen und fing an zu arbeiten. Wie ein Berserker.

**Margherita:** Während der zwei Wochen, da du auf Kreta warst, hat er siebzig Bilder gemalt.

**Jessica:** Siebzig!

**Margherita:** Er hat Angst, dass ihm die Zeit davonrennt.

**Jessica:** Furchtbare Angst.

**Margherita:** Er will nicht sterben.

**Jessica:** «Ich fürchte ihn nicht», sagt er über den Tod, «aber er soll sich ruhig Zeit lassen.»

**Margherita:** Die Zeit soll fliegen. Oktober, komm schnell.

**Jessica:** Mein Mailand, ich vermisse dich!

**Margherita:** Endlich wieder im eigenen Bett schlafen.

**Jessica:** Endlich meinem Liebsten in den Armen liegen.



«Sie wollten uns zerstören»: mit Beppe Grillo (l).

Seit Monaten hat der Meister keine Zeile geschrieben. Er malt ausschliesslich. Er kommt einem vor, als befände er sich in einer Art Rückkehr zu seinen Ursprüngen. Seine ersten Theaterstücke hatte er szenisch gemalt und nicht niedergeschrieben. Tausende Bilder sind seither entstanden. Verkaufen wollte er keines. Neulich machte er eine Ausnahme: Das «Ritratto di una donna elegante Maria Elena Boschi» liess er versteigern. Den Erlös spendete er Beppe Grillos Movimento 5 Stelle (M5S), der Fünf-Sterne-Bewegung des schrillen Schauspielers und Komikers, der mit derben Beschimpfungen und mit Spott offensichtlich den Nerv vieler politikverdrossener Italiener trifft. Die Protestbewegung ist unterdessen die zweitstärkste Kraft im Land und Dario Fo ihre prominenteste Stimme. Fo, der es dreimal abgelehnt hat, italienischer Staatspräsident zu werden, weil er an der Basis bleiben wollte, hat offensichtlich seine politische Heimat gefunden.

**Journalist:** (Reicht Meister Fo ein Blatt Papier) Darf ich Sie um einen Gefallen bitten?

**Meister Fo:** Was denn?

**Journalist:** Darf ich Sie bitten, eine Skizze des heutigen Italien zu zeichnen?

**Meister Fo:** Ich weigere mich.

**Journalist:** Wie sähe sie aus?

**Meister Fo:** Ich sehe schwarz. Es fehlt die richtige und ehrliche Einbeziehung der Bürger. Matteo Renzi und sein Partito Democratico (PD) sind nur ein Klon von Berlusconi. Versprechen werden nicht eingehalten.

Zwei weitere Gäste treten ein. Mario, eine Schauspieler, der Fos Stücke auf Englisch spielt. Und ein Karikaturist von *Il Fatto Quotidiano*, einer sogenannten freien Tageszeitung, die ohne die üblichen Staatssubventionen auskommt.

**Meister Fo:** Der Herr Karikaturist! Sei begrüsst. Deine Zeitung kann frei sprechen, was nicht heisst, dass sie alles sagen kann; es heisst nicht, dass sie beleidigen und lügen kann. Aber sie versucht, die Wahrheit zu sprechen. (An alle) Sagt mir bitte, wenn ich falschliege.

**Rentner:** Darf ich eine Frage stellen? Ich bin fasziniert von der Höflichkeit, mit der Sie Ihre Argumente vorbringen. Sind Sie nicht besorgt über die Kultur des Hasses, mit welcher der M5S gegen politische Feinde vorgeht?

**Meister Fo:** Du denkst also, dass der M5S Gewalt braucht?

**Rentner:** Ja, verbale Gewalt.

**Meister Fo:** Entschuldige, aber wenn du öffentlich gelyncht wirst und keine Möglichkeit hast, dir Gehör zu verschaffen.

**Rentner:** Ja, aber die Kultur des «vaffanculo» begann davor. [Eigentlich: «Vai a fare in culo», deutsch: «Leck mich am Arsch». Grillos Protestinitiative, lanciert 2007 gegen italienische Politiker, die korrupt und überbezahlt seien.]

**Meister Fo:** Nein, mein Lieber, du bist nicht gut informiert. «Vaffanculo» wurde just zu jenem Zeitpunkt geboren, als wir merkten, dass man uns totschiwig. Sie merkten, dass wir immer grösser wurden, also wollten sie uns zerstören.

**Rentner:** Es war nicht meine Absicht, Ihnen zu widersprechen, Meister Fo. Ich habe bloss eine Frage gestellt.

**Meister Fo:** O nein, Sie haben mir widersprochen, alle können es bezeugen, Sie üben Widerspruch.

**Rentner:** Soviel ich weiss, und ohne Zweifel sind Sie, Meister, besser informiert als ich, spenden Abgeordnete des PD den gleichen Anteil ihres Einkommens für wohltätige Zwecke wie die Abgeordneten von 5 Stelle.

**Meister Fo:** Das höre ich zum ersten Mal.

**Rentner:** Es ist wahr. Zum Beispiel hat jeder Abgeordnete des PD tausend Euro aus dem eigenen Sack an die Erdbebenopfer von Amatrice gespendet, aber sie hängen das nicht an die grosse Glocke.

**Meister Fo:** Ach so.

**Rentner:** Und dasselbe machen sie mit einem Teil ihres Einkommens. Ich vertraue dem PD nicht so sehr, ich möchte dem M5S vertrauen.

**Meister Fo:** Hör zu, ich sehe mitten rein in den PD, aber ich habe noch nie von diesem Märchen gehört. ... Wunderbar ... Sie tun das im Versteckten, weil sie nicht wollen, dass es jemand erfährt ... wie rührend ...

**Rentner:** Wenn es wahr ist, ist es rührend.

**Meister Fo:** Ich würde es nicht glauben, selbst wenn du mir eine Knarre an den Kopf hieltest. Hat jemand je von dieser Geschichte gehört? Mario?

**Mario:** Nein, nie.

**Meister Fo:** Hat jemand je von dieser Geschichte über den PD gehört?

**Karikaturist:** Nein, nie.

**Rentner:** Meister, ich bin wie Sie ein *buonista* (Gutmensch), ich glaube, was Sie mir erzählen, weil ich an das Gute glaube.

**Meister Fo:** Ich glaube nicht daran.

**Rentner:** Ich will sagen, ich bin wie Sie ein *buonista*.

**Meister Fo:** Ich bin kein *buonista*. Ich bin stinksauer. Weisst du, weshalb vor allem? Weil ich die Machtspiele ganz oben bis zum Abwinken kenne. Seit den Zeiten der Democrazia Cristiana hat sich nichts geändert. Ich wurde von ihnen massakriert. Und warum? Weil ich über die Mafia gesprochen habe.

**Rentner:** Sie haben bereits vor vierzig Jahren über die Mafia gesprochen.

**Meister Fo:** Heute sind Leute mit derselben Logik an der Macht, mit denselben Interessen. Also glaube ich ihnen nicht. Wenn sie eine edle Tat hätten machen wollen, hätten sie sie öffentlich gemacht. Aber hören wir, was andere dazu meinen.

**Rentner:** Nun, meine Frage zielte nur auf den Ton ab, den M5S benutzt.

**Meister Fo:** Welchen Ton? Weil sie «vaffanculo» sagen? Oh, du störst dich an einer sehr unbedeutenden Kleinigkeit! Mein ganzes Leben lang haben mir Leute «Va fan culo!» nachgerufen!

**Mario:** (Kommt mit dem neusten Bild des Meisters) Schau, das ist des Meisters Antwort auf Ihren *buonismo*. Weisst du, wer diese Leute sind?

**Meister Fo:** Sag es ihm, Mario!

**Mario:** Hilfsarbeiter, Hilfsarbeiter in der Müllkippe.

**Meister Fo:** Italienische Arbeiter auf der Müllkippe. Diese Geschichte wiederholt sich jeden Tag.

**Journalist:** (Zum Rentner) Ihre Frage zielte auf die verbale Gewalt. Das erinnerte mich an Cicero.

**Meister Fo:** An Cicero. Jawoll.

**Journalist:** Wenn wir an Cicero denken, wie er gegen Antonius anredete: Er war extrem gewalttätig, an der Grenze zur Beleidigung,



«Sagt mir bitte, wenn ich falschsliege»: Dario Fo signiert seine Werke.

aber er war ein grosser Orator. Also, vielleicht, wenn man talentiert ist, darf man gerne etwas gewalttätig sein, sogar gemein. Nicht?

**Meister Fo:** Natürlich. Denkt auch an Aristophanes. Die Frauen, die das Parlament stürmen. Frauen erobern das Parlament und nehmen die Plätze der Männer ein, um neue, bessere Gesetze zu erlassen. Manchmal muss man ruppig zur Sache gehen.

Seit seiner Geburt hätten ihm Frauen «total den Kopf verdreht», schreibt Fo in seiner Biografie. «Ich sog ihren Duft mit einer solchen Begierde ein, als wäre ich rauschgiftsüchtig.» Wobei er stets etwas schüchtern war. Erst recht bei Franca Rame, der eleganten Tochter aus einer Schauspielerdynastie. Sie kehrte kurzweg den Spiess um. «Eines Tages habe ich ihn hinter der Bühne

---

«Ich bin stinksauer. Weil ich die Machtspiele ganz oben bis zum Abwinken kenne.»

---

abgefangen, ihn an die Wand gedrückt und geküsst.» Sechzig Jahre waren sie ein Paar, nein, ein Organismus. Sie zogen zusammen durch die Stadien und durchlitten gemeinsam tiefe Krisen. Zum Beispiel, als Franca von Faschisten entführt, gefoltert und vergewaltigt wurde. Über siebzig Stücke haben sie zusammen verfasst. «Dario ist ein Monument, ich bin seine Basis», pflegte Rame zu sagen. Meister Fo sprach stets von «unserem Nobelpreis». 2013 ist Franca gestorben. Noch heute verrät der Meister den Journalisten, dass er jede Nacht von ihr träume.

**Journalist:** Wenn Sie Franca noch einmal treffen könnten, was würden Sie mit ihr unternehmen?

**Meister Fo:** Ich würde zusammen mit ihr etwas aushecken. Viele unserer Stücke entstanden aus unserem Dialog. Diesen setzten wir auf der Bühne um. Ich habe mit ihr nicht nur meine Geliebte verloren, sondern auch ein Teil von meines Hirns.

**Journalist:** Glauben Sie an ein Leben nach dem Tod?

**Meister Fo:** Ich bin doch Atheist.

**Journalist:** Also werden Sie Franca nie mehr sehen?

**Meister Fo:** Nie mehr. (Er zögert) Manchmal werde ich von einem kindlichen Staunen erfasst über all das, was in meinem Leben geschehen ist. Unlängst kam ich zurück von einem Auftritt im italienischen Fernsehen, der Job ging sehr schlecht, ich war sehr deprimiert. Als ich in mein Haus trat, sah ich, dass alle Pflanzen im *atrio* verendet waren. Ich hatte vergessen, sie zu giessen. Plötzlich aber entdeckte ich in diesem Trauerfeld eine Blume in voller Blüte. Es war Francas.

**Journalist:** Ein Wunder! Oder ein Zeichen? (Vor dem Fenster donnert ein Lastwagen vorbei)

**Meister Fo:** Was haben Sie gesagt?

*Die Tafelrunde erhebt sich. Heftiges Stimmengewirr. Meister Fo setzt einen weissen Panamahut und die Sonnenbrille auf, steigt in ein Auto, das ihn auf die Bühne fährt.*

Dario Fo: Charles Darwin – Ma iamo scimmie da parte di padre o di madre? Chiarelettere. 128 S., ab dieser Woche erhältlich.

# Die Braut ist willig

Albanien ist noch immer ein fast unbekannter Staat Europas. Korruption, hohe Arbeitslosigkeit, Kriminalität prägen das Bild im Westen. Dabei bietet das Land auch mediterranes Flair und einen historischen Sonderfall à la Balkan. *Von Peter Keller*

Aare Sommaruga, Luzern Maurer, Engadin Ber-set? In Albanien tauft man Kinder ganz selbstverständlich nach besonders schönen Städten, Flüssen, Gegenden, Heimatliebe der eigenen Art. Valbona Paja trägt den Namen eines in den nordöstlichen Gebirgszügen entspringenden Gewässers: das trockenhelle Gestein, die Nadelwälder, der Kontrast der Farben – das Tal der Valbona mit dem türkis schillernden Fluss könnte ebenso gut im Tessin liegen. *Verzasca Leuthard.*

Albanien ist noch immer unbekanntes Territorium, bis zum Sturz des Regimes 1990 war das Land fast vollständig abgeschottet. Ein Nordkorea Europas, mit einem skurrilen Personenkult um Diktator Enver Hoxha (1908–1985), der Albanien sogar innerhalb des sozialistischen Ostblocks weitgehend isolierte.

Gegen Ende seiner vierzig Jahre dauernden Herrschaft wurde Hoxha, der in Frankreich und Belgien Jura studiert hatte, immer paranoider, er säuberte die Partei in mehreren blutigen Wellen und liess aus Furcht vor drohenden Angriffen aus dem Ausland das ganze Land mit Zehntausenden von Bunkern versehen, die noch heute wie graue Betonpilze, die gerade kopfvan aus dem Erdreich stossen, das Landschaftsbild prägen. Hoxha wollte sein Volk zu einem Heer von Partisanen trimmen und ihm eine Unzahl von Unterschlüpfen bieten für einen zermürbenden Kleinkrieg, wie ihn die Jugoslawen während des Zweiten Weltkriegs so wirkungsvoll gegen die Nazis betrieben hatten. Spott über diese Bunkermanie ist nicht angebracht. In der Schweiz muss bei Wohnbauten bis heute nachgewiesen werden, dass die Bewohner Platz in einem Zivilschutzkeller fänden; das System Hoxha, diskret schweizerisch angepasst: sich verkriechen statt sich verteidigen.

## Das bunte Make-up der Hauptstadt

«Die Bäume hier sind alle nicht älter als 25 Jahre.» Der Genfer Nationalrat Yves Nidegger mustert die Allee nahe dem Skanderbeg-Platz, der das politische und wirtschaftliche Leben Tiranas um sich schart. Er war bereits zweimal hier in der Hauptstadt, unmittelbar nach dem Sturz der Kommunisten. Das Land lag bleiern am Boden, auf die totale Kontrolle folgte das chaotische Vakuum, im Winter fällten die Leute Bäume in den Parks und entlang der Strassen, um an Brennholz zu kommen. Heute schützen wieder Oleander, Linden, Pinien vor der Hitze des albanischen Sommers.

«Ein einziger Flieger am Tag landete damals in Tirana. Als wir anfliegen, sahen wir, wie die Schafe davonstoben, um kurz danach wieder zurückzutrotten und weiter entlang der Piste zu weiden.» Nidegger grinst – wie auch alle Albaner, denen er die kleine Episode erzählt –, dazu kramt er seine Fotos hervor, die ihn mit Bekannten aus jener Zeit zeigen, als er für einen Monat Buchhaltungskurse gab und dafür die beiden letzten brauchbaren Computer im Ministerium zur Verfügung gestellt bekam. Hoxha hatte seinen Staat irgendwo zwischen Pferdewagen und Schwerindustrie festgefroren.

Die Fotografien lösen beim welschen SVP-Politiker den üblichen Nostalgieeffekt – weniger Kilos, mehr Haare – aus; seine einheimischen Gegenüber fragen derweil verschämt und etwas hoffnungsvoll, was sich denn verändert habe in ihrem Albanien. «Die Leute damals

## Die Rollenteilung bei diesem Besuch ist klar definiert: Der Chef ist männlich, die Kompetenz weiblich.

sahen fünfzehn Jahre älter aus, als sie tatsächlich waren», sagt Nidegger, «und alles war grau, sozialistisches Einheitsgrau.» Nun blinkt Tirana in bunten Farben, ebenfalls nicht ganz ohne offizielles Zutun. Es war Bürgermeister Edi Rama, heute Ministerpräsident des Landes, der der Stadt ein Make-up verpasste. «Die Strassen glichen Korridoren wie aus einem Kafka-Roman», befand Rama, der vor seiner politischen Karriere ein international bekannter Künstler war. Nach dieser langen, dunklen Zeit hätten die Farben die Menschen aufgeweckt, wieder zum Leben verführt.

«Ah, Sie meinen unser Legoland», sagt lachend Milva Ekonomi, Ministerin für Wirtschaftsentwicklung, als wir sie auf die äussere Transformation der Hauptstadt ansprechen. Die Administration zahlte den Anstrich. «Die Fassaden gehören Edi, die Häuser den Besitzern.» Dann fährt sie fort, eloquent und in bestem Englisch, über Projekte der neuen Regierung zu erzählen, über die Gebietsreform, das touristische Potenzial des Landes, über Direktinvestitionen und die Energieversorgung. Es rattert Zahlen und Fakten, Ekonomi hat bis vor kurzem im Instat gearbeitet, dem staatlichen Büro für Statistik.

Was die Statistiken zu Albanien hergeben: Rund drei Millionen Menschen zählt das Land,



*Brüssel zögert:* Hochzeit in Albanien.

fast alle leben am leicht abfallenden Küstenstreifen entlang der Adria, die Fläche ist um rund ein Drittel kleiner als jene der Schweiz (28748 km<sup>2</sup>). Das Bruttoinlandprodukt beträgt etwas über 4000 Dollar pro Kopf – der Durchschnitt der EU-Staaten liegt bei 28700 Euro. Die Europäische Union bleibt der Sehnsuchtsort eines ganzen Landes, überall flattert die blaue Fahne mit den Sternen, vor Hotels, an öffentlichen Gebäuden, Rathhäusern, selbst am Eingang der Abwasserreinigung von Shkodra, der wichtigsten Stadt Nordalbanien. Man ist sozusagen vorsorglich auf Empfang programmiert, sollte sich ein EU-Funktionär inkognito im Land bewegen. Während sich der übrige Osten



Europas von Merkels Flüchtlingspolitik (und dem moralistischen Imperativ der EU) abwendet, ist Albanien willig – nur der Bräutigam in Brüssel zögert.

#### Alte Männer bewachen Fahrräder

Shkodra liegt an der südöstlichen Spitze des Skutarisees, und hier wurde auch das Projekt «Water Supply and Environmental Lake Protection of Shkodra» umgesetzt: Dazu gehört eine nach biologischen Grundsätzen ausgerichtete Kläranlage. Vor der Umzäunung wartet die lokale Delegation, der Direktor mitsamt seinen ausschliesslich weiblichen Mitarbeiter, Typ elegant-dezent. Man tauscht

Visitenkarten aus, die oberste Höflichkeit im Balkan. Damit ist der Part des Direktors zu Ende. Die Führung übernimmt eine Ingenieurin, abwechselnd mit eben jener Valbona, die durchaus passend nach dem anmutigen Gebirgsfluss der Region heisst. Bei diesem Besuch ist die Rollenteilung klar definiert: Der Chef ist männlich, die Kompetenz weiblich.

Die knapp zwei Millionen Euro teure Anlage wurde mitfinanziert von der Schweiz, das erfahren wir morgens am Sitz der Bürgermeisterin Voltana Ademi. Vorher ging es vom Hotel quer durch die Innenstadt Shkodras, vorbei an einem Veloständer, wo zwei ältere Männer

sassen, plaudernd; es nähert sich ein Dritter, in Hemd und Hose, pult eine Münze hervor, drückt sie einem der Alten mit gipsweissem Haar in die Hand und pedalt davon. So verdient man sich bei karger Rente den Kaffee für zwischendurch. Im von hoher Arbeitslosigkeit geplagten Albanien ist die Arbeit als Parkplatzwächter eine Beschäftigung, die man überall sieht.

Um die Stadtverwaltung herum wimmelt es von winzigen Notariatsbüros, viele sind wie Krämerläden gegen die Strasse hinaus offen. An den Wänden sitzen wartende Klienten, hinter dem Pult hockt der «Advokat». Offenbar hat man hier keine grossen Geheimnisse voreinan-

der. Wer eine offizielle Bewilligung oder sonst ein Dokument braucht, wendet sich besser an einen mit den verschlungenen Wegen der albanischen Kleptokratie vertrauten Juristen.

Auch die Bürgermeisterin spricht tadelloses Englisch; in Tirana wird uns der Mann von der Stadtbehörde auf Italienisch begrüßen. Albaner haben den Ruf, sprachbegabt zu sein. Das liegt auch an den vielen Lehnwörtern des Albanischen selbst, von dem es bis fast in die Neuzeit hinein kaum schriftliche Zeugnisse gibt – dafür erzählt die Sprache viel über die Geschichte und Kultur des Landes: Man geht davon aus, dass rund vier Fünftel des albanischen Wortschatzes aus dem Lateinischen, Venezianischen, Slawischen, Neugriechischen, Rumänischen und Türkischen stammen.\* Darin spiegelt sich das wechselvolle Zusammenspiel von Okkupanten und Einflüssen. Als wir zum Strand (*plazh*, ausgesprochen wie das französische *plage*) fahren und nach dem Weg fragen, heisst es: «Drejt!», geradeaus!, ähnlich dem Rumänischen *drept* oder dem italienischen *diritto*. Am Strassenrand wird *auto aksesorë* (Accessoires/Zubehör für PW) verkauft, im Hotel wartet man auf den *ashensor*, um in die oberen Etagen zu gelangen.

Vor der Bürgermeisterin liegen zwei Smartphones auf dem Tisch, das diskrete Signal der eigenen Wichtigkeit. Sie öffnet den Fächer, meint, man müsse vor allem den jungen Leuten eine Perspektive bieten. Wenn diese die Hoffnung verlören, dass sich die Verhältnisse zum Besseren wenden, würden sie weiter ihre Heimat verlassen. Ihr Job sei es, die Korruption zu bekämpfen und gleichzeitig die staatlichen Dienstleistungen zu verbessern. Dann stellt man uns das Abwasserreinigungsprojekt vor. Mit «Powerpoint» und Dossier in Papierform – die international erprobte Mischung. Der Schweizer Beitrag stammt vom Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco). Ziel sei es, den Skutarisee, das grösste Binnengewässer der Balkanhalbinsel, möglichst von Belastungen wie Fäkalien frei zu halten. Es stellt sich heraus, dass die Anlage das Abwasser einiger Vororte mit rund 1500 Einwohnern klärt. In Shkodra leben insgesamt über 135 000 Menschen. Deren Kanalisation fliesst direkt in einen Fluss und von dort ungefiltert ins relativ nahe Meer.

Bevor wir zur Anlage aufbrechen, dann die Frage nach einer Toilette. Nach rund zehn Minuten kommt jemand mit dem Schlüssel. Die Decke ist halboffen, Balken bröseln vor sich hin. Im WC selbst hat es kein Papier, auf den Spülknopf drückt man vergeblich. Dafür stehen Kübel mit Wasser bereit, die man ersatzweise in die Schüssel giessen kann. Zwischen «Powerpoint»-Präsentation und Realität liegt eine ziemlich ernüchternde Strecke.

Im bestens klimatisierten Cooperation and Development Institute (CDI), einem in Tirana arbeitenden, politisch unabhängigen Think-Tank, ist viel vom «high potential» oder gar



Schweizer Unterstützung: Bürgermeisterin Ademi.



Zahlen und Fakten: Ministerin Ekonomi.

«very high potential» Albaniens die Rede. Bergbau, Tourismus, Landwirtschaft, Infrastrukturen – die Schlagworte sitzen. Wer fast bei null beginnen muss, hat immer Luft nach oben. Draussen schlägt einem wieder die abendliche Sommerwärme ins Gesicht, ein mit geducktem Kopf vorbeistreichender Hund sucht in den Winkeln des Häuserzugs nach Essbarem.

### Schwere Audis, albanische Schönheiten

Der Staat Albanien ist jung, er konnte erst 1912 nach jahrhundertelanger Fremdherrschaft, zuletzt durch die Osmanen, seine Eigenständigkeit erlangen. Das Land war beinahe ohne moderne Infrastruktur, ohne jede Industrie, eine Kriegerbrache, umgeben von bedrohlichen Nachbarn: dem «Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen» (dem späteren Jugoslawien), dem kriselnden Griechenland, dem ab 1922 faschistischen Italien – alle diese begehrten Teile des Landes oder machten halb-

koloniale Ansprüche (Mussolini) geltend. Nach anfänglichen Wirren konnte sich der mittelalbanische Feudalherr Ahmet Zogu mit jugoslawischer Hilfe an die Macht putschen. 1928 liess er sich zum «König der Albaner» ausrufen. Den Flur zum Frühstückssaal des Hotels «Rogner» in Tirana schmückten Fotografien des selbsternannten Regenten. Sie zeigen ihn in weisser Galauniform mit Brustschleife und Orden.

Auf einem Bild steht er, die Hände auf einen Degen gestützt, neben seiner Gattin Geraldine. Sie, eine aristokratische Schönheit aus Ungarn, lehnt in einem Gobelinsessel, schulterfrei, mit Diadem im Haar, umhüllt von einem seidig schimmernden Abendkleid, die Lederhandschuhe lässig in einer Hand haltend. Zogu schaut mit trauriger Vehemenz, als ob er ahnte, dass er schon bald seine Macht an Mussolini verlieren wird, der Albanien 1939 annektieren liess. Das damals modische und heute unmögliche Hitlerschnäuzchen vollendet die Grotteske von Zogus aufgesetzter Operettenmonarchie. Das Hotel «Rogner» umschliesst einen blühenden Garten mit Palmen, am Pool weist ein Schild den Weg zum Konferenzsaal des Peace Corps, einer US-Behörde, die bezahlte Freiwilligeneinsätze in verschie-

---

### Zwischen Powerpoint-Präsentation und Realität liegt eine ziemlich ernüchternde Strecke.

---

denen Ländern ausserhalb der Vereinigten Staaten organisiert. Am Frühstücksbuffet wird gerade die Welt plaudernd gerettet.

Abends auf dem Corso paradieren schwere Audis und albanische Schönheiten. Wenn draussen in den Dörfern nicht ab und an eher kleingeratene Moscheen mit Minaretten stünden, man würde nie vermuten, dass die Bevölkerung mehrheitlich muslimisch ist. In Schweizer Agglomerationen sind mehr Kopftuchfrauen zu sehen als hier. Nicht nur das Schaulaufen, auch das Schaufahren erinnert an süditalienische Städte, ebenso das verlotterte Flair der Häuser und Strassen. Der Himmel ist durchsichtig hell und blau, die Wärme hängt sommerlich träge in der Luft. Im Café wird der Espresso mit vollendetem kastanienbraunem Schäumchen serviert. Das Fazit zu Albanien ist vorläufig: Wir Westler bekommen hier ein Stück mediterranes Lebensgefühl zu unanständig tiefen Preisen. Man wünscht dem Land, dass es die Strecke zwischen «Powerpoint»-Potenzial und den realen Zuständen verkürzen kann – ohne dass es dafür seine schwierig-schöne Balkanseee verliert.

Oliver Jens Schmitt: Die Albaner. Eine Geschichte zwischen Orient und Okzident. C.H. Beck. 186 S.

Bashkim Iseni: La question nationale en Europe du Sud-est. Genève, émergence et développement de l'identité nationale albanaise au Kosovo et en Macédoine. Peter Lang Berne, 386 S.

# IS-Sympathisantin im Biergarten

Ein deutscher Wirt wirft eine vollverschleierte Muslima aus seinem Lokal, weil sie sich weigert, ihr Gesicht zu zeigen, und erntet dafür einen Shitstorm. Wie sich nun herausstellt, hegt die Frau Sympathien für Salafisten und den Islamischen Staat. *Von Kurt Pelda*

Nicht nur in der Schweiz, sondern auch in Deutschland wird die Frage der Vollverschleierung muslimischer Frauen kontrovers diskutiert. Jüngster Anlass war der Rausschmiss einer mit einem Niqab bekleideten Muslima aus dem Biergarten «Der Seekrug» bei Bielefeld. Der Niqab ist ein schwarzes Tuch, das den Kopf einer Frau bis auf einen schmalen Augenschlitz vollkommen verschleiert.

Ursprünglich vor allem auf der Arabischen Halbinsel verbreitet, wird der Niqab heute auch in anderen muslimischen Ländern und von vereinzelt Salafistinnen auch in der westlichen Welt getragen. Er sollte nicht mit der in Afghanistan und Teilen Pakistans getragenen Burka verwechselt werden, einer Ganzkörperverschleierung, bei der die Frau die Aussenwelt nur durch ein Stoffgitter vor den Augen wahrnimmt.

## Applaus für Terroristen und Terrorhelfer

Zum Eklat kam es in Bielefeld, als eine Niqab-Trägerin den Biergarten von Wirt Christian Schulz besuchen wollte. Wozu eine strenggläubige Muslima ein Lokal besucht, wo Alkohol in rauen Mengen ausgeschenkt wird, bleibt ihr Geheimnis. Am betreffenden Samstag bereiteten Schulz und seine Angestellten das «Fest der 1000 Lichter» vor, ein Spektakel mit Feuerkünstlern, Fackeln, Musik und Feuerwerk. Schulz fielen am Nachmittag zwei Frauen auf, eine von ihnen von Kopf bis Fuss schwarz verschleiert.

Er bat die Dame laut deutschen Presseberichten, ihr Gesicht zu zeigen, doch die antwortete in astreinem Deutsch: «Sie haben wohl eine Textilallergie. Ich behalte den Schleier auf. Das verlangt mein Glaube.» Schulz machte darauf von seinem Hausrecht Gebrauch und warf die Niqab-Trägerin aus seinem Biergarten hinaus. Er habe die Vollverschleierung als Indiz für eine salafistische Einstellung interpretiert und Extremisten – unter ihnen auch Neonazis – dulde er nicht in seinem Lokal, hiess es in der Presse.

Daraufhin prasselte in den sozialen Medien ein Gewitter über den «Seekrug» und seinen Wirt herab. Schulz musste sich unter anderem als Nazi beschimpfen lassen, und sein Personal sowie das Essen des Restaurants wurden schlechtgemacht. Am Schluss sah sich der Gastronom genötigt, Hunderte negativer Kommentare von seiner Facebook-Seite zu löschen. Inzwischen ist das Profil des Biergartens nicht mehr auffindbar.

Die Version der betroffenen Niqab-Trägerin fand in den traditionellen Medien keine Verbreitung. Aber auf der Facebook-Seite «News rund um die muslimische Welt» ärgerte sich die Frau, die sich das Pseudonym Amatul Baqi zugelegt hatte, zuerst einmal über die «Lügenpresse». «Wisst ihr nicht, dass die Kuffar [arabisch für Ungläubige] niemanden fürchten und dass sie nach Belieben Lügen verbreiten?» Dann erzählte sie, wie sie den Vorfall erlebt hat: Sie sei mit einer muslimischen Schwester und deren beiden Kindern zum «Seekrug» gegangen, um bei einem Stand Pommes frites für die Kinder zu kaufen und sie dann auf einer Bank zu verspeisen. «Wir sassen da vielleicht zehn Minuten [...], als ich von hinten hörte: «Hallo, verlassen Sie den Platz, wir wollen so was hier nicht.» Ich drehte mich um und fragte: «Was genau?» – «So wie Sie hier aussehen, das wollen wir nicht, das ist unser Betrieb, gehen Sie!»

Zu Hause berichtete Amatul Baqi ihren muslimischen «Brüdern» von dem Eklat, und die gaben dann auf Facebook schlechte Bewertungen für den «Seekrug» ab. Dazu schrieb die Niqab-Trägerin: «Der Wirt hat sichtlich Panik vor der Situation. Das sieht man daran, dass er am Sonntag, also ein Tag nach dem Vorfall, sein Profilbild änderte. Auf diesem Profilbild posierte er mit einem dunkelhäutigen

Koch, um auch zu zeigen, dass er ja kein Nazi ist, einfach lächerlich.»

War das Ganze wirklich die Überreaktion eines rassistischen Wirts? Ein Blick auf Amatul Baqis Facebook-Profil belehrt einen eines Besseren. Zuerst ist ein Foto zu sehen mit zwei Händen an den Gittern einer Zelle, aus der Rauch dringt. Auf Arabisch steht darauf: «Das Diesseits ist ein Gefängnis für die Muslime und ein Paradies für die Ungläubigen.» Aufschlussreich sind die Seiten, bei denen die Frau auf «Gefällt mir» geklickt hat. Es sind fast ausschliesslich solche mit salafistischen Inhalten und Symbolen des Islamischen Staats (IS). Auf einem dieser Facebook-Profile sind nicht nur IS-Kämpfer zu sehen, sondern es wird auch noch zum Dschihad aufgerufen. Ausserdem gefallen Amatul Baqi Kampagnen zur Befreiung gefangener Muslime, unter ihnen vor allem Terroristen und Terrorhelfer. Einer von denen, deren Freilassung sie sich offenbar wünscht, ist der kürzlich in Österreich zu zwanzig Jahren Haft verurteilte IS-Rekrutierer Mirsad Omerovic alias Ebu Tejma. Auch für den Hildesheimer Hassprediger und IS-Anhänger Abu Walaa scheint die Frau Sympathien zu hegen. Als ihr ein Facebook-Nutzer deshalb in einem Kommentar Vorliebe für den IS vorwirft, löscht Amatul Baqi schnell ihr Profil mit den verräterischen Indizien. ○



«Sie haben wohl eine Textilallergie»: Sommerfest im «Seekrug», Bielefeld.

# Der realistische Visionär

Atomwaffen und Friedenspolitik: Kaum ein Politiker hat Israel stärker geprägt als Schimon Peres. Mitte September hat er einen Schlaganfall erlitten. Kurz davor hat die *Weltwoche* mit dem ehemaligen Staatspräsidenten ein intensives Gespräch geführt. Von Pierre Heumann

Etwas wacklig ging Schimon Peres von seinem Schreibtisch zum Polstersessel. Eine Sprecherin tupfte ihm sanft einen Fleck vom weissen Hemd weg: «Damit Exzellenz auf dem Bild gut aussieht.» Wie er so dasass und während fast sechzig Minuten über sein Leben, seine Leistungen und seine Träume für die Zukunft sprach, sah man ihm seine 93 Jahre kaum an. Obwohl er damals schon Herzprobleme hatte, wirkte er während des Interviews geistig so frisch und aufgeräumt, als hätte er vom Wasser des Jungbrunnens getrunken. Nur ungern liess er sich durch Zwischenfragen unterbrechen, als wir ihn am 23. Juni im Büro in seinem Friedenszentrum in Jaffa trafen.

Seit Mitte September liegt Peres auf der Intensivstation des Tel-Hashomer-Krankenhauses unweit von Tel Aviv. Nach einem schweren Schlaganfall und Gehirnblutungen fällt die medizinische Diagnose düster aus. Es sei das «Ende einer Ära», titelte am Wochenende die Tageszeitung *Haaretz*, während Peres auf dem Krankenbett lag. Denn der Name Peres ist aufs engste mit der Geschichte Israels verbunden. In kriegerischen und friedlichen Zeiten hat er das Land seit der Staatsgründung von 1948 geprägt.

## Symbolische Kraft eines Dammbrochs

Fast eine Stunde mussten wir im Juni warten, bevor wir zum Interview mit Peres vorgelassen wurden. Zeit also, um sich umzuschauen: In Vitrinen sind Auszeichnungen, Skulpturen und Medaillen ausgestellt, darunter auch, schwierig zu finden, weil alles dicht gedrängt ist, die Erinnerung an den Friedensnobelpreis. Peres erhielt ihn 1994, als er Aussenminister war. Er teilte sich die Auszeichnung mit Jitzhak Rabin, dem damaligen Regierungschef, und mit Palästinenserführer Jassir Arafat, den Israel zuvor während Jahren als Erzterroristen gebrandmarkt hatte. Dass das Trio gemeinsam gelobt wurde, hatte damals die symbolische Kraft eines Dammbrochs. Alle Kontakte zu Arafat oder seinen Mitkämpfern waren in Israel zuvor unter Strafandrohung verboten gewesen.

Peres hat als erster Minister eine neue Politik gewagt: mit dem Feind reden. Das war für Israel revolutionär und mutig. Zu recht gilt er als Architekt und Motor des Friedensprozesses. Er hatte Rabin, der anfänglich nichts von

einem Handschlag mit Arafat wissen wollte, überzeugt, mit dem PLO-Chef ein Abkommen zu schliessen. Es ging als Oslo-Friedensprozess in die Geschichte ein, weil in der norwegischen Hauptstadt die ersten geheimen Verhandlungen



«Neuer Naher Osten»: Oslo-Vertragsunterzeichnung, 13. September 1993.

stattgefunden hatten. Unterschrieben wurde der Vertrag im Garten des Weissen Hauses am 13. September 1993.

Vollmundig sprach Peres damals von einem «neuen Nahen Osten», und er steckte die Welt mit seinem Optimismus an. Doch statt Frieden gab es bald schon neue Gewalt. Bomben in Bussen, Cafés und an belebten Strassenkreuzungen prägten den israelischen Alltag. Ab 2000 tobte während fünf Jahren ein neuer Palästinenseraufstand, die Zweite Intifada. Danach flaute die Gewaltwelle zwar ab – aber im vergangenen Jahr wurde sie von der Messerstecher-Intifada abgelöst. Den Begriff «neuer Naher Osten» würde er heute nicht mehr verwenden, räumt er im Interview ein, «weil wir von einer neuen Welt sprechen müssen». Doch davon später.

Seine Krankheit hat weltweit ein grosses Echo ausgelöst. Peres umgibt die Aura einer lebenden Legende, und Journalisten haben ihm das Etikett «letzter Titan der israelischen Politik» angehängt. Kein anderer Israeli genießt im Ausland ein höheres Ansehen als Peres. So waren zur Feier seines neunzigsten Geburtstags unter anderem Bill Clinton, Michail Gorbatschow, Tony Blair, Barbra Streisand oder Robert De Niro angereist. Jetzt haben CNN, BBC und viele andere Medien ihre Kameras vor dem Krankenhaus aufgestellt, in dem der prominente Patient liegt, und

warten auf Neuigkeiten über dessen Zustand. Am Montag, vermeldete ein medizinisches Bulletin, war er in der Lage, auf entsprechende Anweisungen der behandelnden Ärzte die Hand zu heben und Finger zu bewegen.

Die Verheissungen von 1993 – ein Staat für die Palästinenser, ein Ende der Gewalt – haben sich zwar nicht erfüllt. Aber Peres bleibt zuversichtlich und hält an seiner Vision fest, mit Dialog den Terror zu besiegen: «Wir müssen die Zukunft erträumen.» Für die Zwei-Staaten-Lösung sei es noch nicht zu spät, sagt er. Die Situation sei allerdings anders als 1993: «Deshalb muss ich neue Antworten finden.» Auf unseren Einwand, dass Regierungschef Benjamin Netanjahu einen Staat Palästina verhindere und Palästinenserpräsident Machmud Abbas von vielen als Partner abgelehnt werde, meint Peres mit der Weisheit eines Mannes, der viel gesehen und erlebt hat:

«Einst sagten die Leute, die Apartheid in Südafrika lasse sich nicht abschaffen. Sie ist weg. Schauen Sie auch, wie es dem Kommunismus erging oder dem Faschismus. Sie sind verschwunden.» Nichts sei unmöglich, will er wohl damit sagen und: Auch Benjamin Netanjahu und dessen Nachfolger würden eines Tages begreifen, dass zu Beginn aller Verhandlungen die Gegenseite kein Partner sei, ist er überzeugt. Ziel von Verhandlungen sei es ja, aus Kontrahenten Partner zu machen: «Das ist die Kunst der Politik.» Zudem könne sich keiner der Logik der Geschichte widersetzen.

## «Es gibt Israelis, die Frieden wollen»

Ob er das auch für Israel so sehe, wo das Friedenslager nur noch eine marginale Grösse ist? Peres antwortet schroff: «Ich weiss nicht, wer Israel ist. Es gibt eine israelische Regierung. Es gibt Israelis, die Frieden wollen. Und glauben Sie nicht, dass Regierungen für immer leben.»

Schwärmerisch spricht Peres von einer «neuen Epoche». Es gehe nicht mehr darum, mit Krieg neue Territorien zu erobern, um Macht zu gewinnen. Die Zukunft gehöre der Wissenschaft. Sie kenne weder Nationalflaggen noch Grenzen. «Und noch etwas ist völlig anders. Dank der Wissenschaft kann man gross werden, ohne dass ein anderer dadurch arm oder geschädigt wird.» Entscheidend sei nicht mehr die Geografie, sondern Wissen und



Forschung. Im Mittleren Osten sei das alte Zeitalter zwar vorbei, aber das neue noch nicht vollkommen angekommen: «Der Orient ist in einer Übergangsphase.»

Der Name Schimon Peres ist eng mit David Ben-Gurion verknüpft, dem legendären ersten Regierungschef Israels. Ben-Gurion engagierte Peres als Assistenten – damals war der Einwanderer aus Polen, der in einem Kibbuz gross geworden war, noch keine dreissig Jahre alt. Ben-Gurion gefiel das rhetorische Talent des jungen Mannes, und er machte ihn zum Chef des neugeschaffenen Verteidigungsministeriums. Der Staat, eben erst ausgerufen, brauchte eine Armee, und Peres legte die Basis für deren Aufbau. Praktisch aus dem Nichts schuf er Israels Rüstungsindustrie. Im Auftrag seines Mentors Ben-Gurion überzeugte er Frankreich zudem, nicht nur Kampfflugzeuge zu liefern, sondern Israel auch zu einer Atomindustrie zu verhelfen. Peres sorgte dafür, dass in der Wüstenstadt Dimona eine als Textilfabrik getarnte Nuklearanlage entstand. Der Friedensprozess, meinte Peres einmal, wäre ohne Dimona nicht möglich gewesen.

Offiziell verfügt das Land zwar nicht über eine Atombombe. Israel habe nicht vor, als erstes Land Nuklearwaffen im Nahen Osten einzuführen, sagt Peres in Interviews immer wieder schmunzelnd, «aber wenn die Nachbarn fürchten, dass wir sie haben, ist das nicht weiter schlimm» – denn es diene der Abschreckung.

### Liebling der Nation

Das Dementi ist längst nicht mehr glaubhaft. Israel verfüge über 200 Atomsprenköpfe, schrieb der ehemalige US-Aussenminister Colin Powell in Mails, die Mitte September gehackt wurden. Er bestätigte damit nur, was in den 1980er Jahren bereits der Atomspion Mordechai Vanunu verraten hatte. So populär und angese-

---

«Falls die Zahl der Träume grösser ist als diejenige der Leistungen, ist man jung.»

---

hen Peres heute ist, so umstritten und kontrovers war er während vieler Jahre. Der ehemalige Premier Rabin beschimpfte Peres in seiner Biografie als «Intriganten». Viele nannten ihn einen «Verlierer», weil er immer wieder Wahlen verlor – gegen Rabin bei der Ausmarchung um den Vorsitz der Arbeitspartei zum Beispiel (1992). 1996 besiegte ihn ein junger Politiker namens Netanjahu, weil eine Terrorwelle die Friedensavancen von Peres desavouierte.

Aber Peres gelang immer wieder Erstaunliches. In den 1980er Jahren setzte er gegen den Widerstand seiner Genossen einen ökonomischen Notplan durch, um die Inflation von 450 Prozent zu bekämpfen, die sich in gefährlichem Tempo der 1000-Prozent-Marke näherte. Peres verhinderte damit den Kollaps der israelischen

Wirtschaft. Aus dem Libanon zog er 1985 die Truppen zurück, die während 28 Monaten die Zedernrepublik besetzt hatten.

Seine Zeit als Liebling der Nation habe aber erst 2007 begonnen, sagt er jetzt. Damals machte ihn das Parlament zum Staatspräsidenten (und auch diese Wahl gelang ihm erst im zweiten Anlauf). Dieses symbolische Amt füllte er mit neuem Inhalt, und er gab ihm ein neues Prestige. Nun, da er die Politik, in der er seit den 1950er Jahren engagiert war, verlassen habe, erfahre er viel Zuspruch, Sympathie, Anerkennung und sogar Liebe. Was ihm zeige, wie sehr die Bürger Politikern misstrauen.

Bis zu seiner Einlieferung in die Klinik arbeitete Peres unermüdlich an seinem neuesten Projekt: dem Innovationszentrum, das in zwei Jahren eröffnet werden soll. «Wir werden beweisen, dass Innovationen weder Grenzen noch Barrieren haben und den Dialog ermöglichen.» Am Ende des Gesprächs wollte ich von Schimon Peres wissen, wie er es schaffe, in seinem Alter so frisch und voller Energie zu sein. Das sei «recht einfach», meinte er, man müsse lediglich die Leistungen mit den Träumen vergleichen: «Falls die Zahl der Träume grösser ist als diejenige der Leistungen, ist man jung. Sonst ist man alt.» ○



Architekt und Motor des Friedensprozesses: Schimon Peres.



*Zwei Mysterien gelöst in einer Woche: Donald Trump, Jimmy Fallon.*



Ikone der Woche

## Gaukler der Hölle

Von Urs Gehrig

**L**ebt Elvis? Schlummert im Loch Ness ein Monster? Gibt es ein Leben nach dem Tod? In der endlosen Reihe grosser Mysterien wurde eines gelüftet. Donald Trump trägt kein Toupet! Das ist zwar seit längerem bekannt, hatte Trump doch schon mehrmals vor laufender Kamera sein Haar-Gesamtkunstwerk einem Test unterzogen. Barbara Walters zupfte, Larry King zog, doch gewiss niemand tat es mit so viel Körpereinsatz wie Jimmy Fallon vorige Woche. «Können wir etwas tun, was nicht sehr präsidential ist?», fragte der Talkmaster spitzbübisch in seiner «Tonight Show». Trump grummelte. «Darf ich Ihre Frisur zerzausen?» Und schon fetzte Fallons Hand durch Trumps Haarspraylabyrinth. Das Publikum grölte. Und siehe da. Alles reissfestes Eigengewächs.

Dafür kriegt jetzt Fallon sein Fett ab. Er habe den «Teufel salonfähig gemacht». Einen «Rassisten mit Liebe überhäuft». Ein «Gaukler der

---

### Ein Rätsel bleibt: Färbt er seine Flachsbanane? Oder spriesst sie ganz natürlich in Friedhofsblond?

---

Hölle» sei er, zeterte die Konkurrenz. Nervosität grassiert, denn der Vorsprung von Hillary Clinton ist dahin. Die Umfragen zeigen wieder ein Kopf-an-Kopf-Rennen. Jede Sekunde gratis Sendezeit für «Doniabolo» könnte das Ende der Welt bedeuten.

Die Fallon-Kritiker sollten den Mund nicht allzu voll nehmen. Tutti quanti haben sich Amerikas Leitmedien von Trump als Werbevehikel instrumentieren lassen, als er letzte Woche in sein brandneues Hotel einlud, einen Steinwurf vom Weissen Haus entfernt. Niemand hätte ihm dort die Ehre erwiesen. Also dachte sich Trump ein Schelmenstück aus, mit Obama in der Hauptrolle. Eine «wichtige Erklärung» kündigte er an. Zur vereinbarten Zeit allerdings: kein Trump weit und breit. Nachrichtengierig warteten die TV-Stationen und übertrugen nolens volens Lobeshymnen alter Militärhelden auf Trump. Eine volle halbe Stunde lang. Dann endlich tauchte der «Combover in Chief» auf und bestätigte in einem dünnen Satz das, was er jahrelang in Frage gestellt hatte: «Barack Obama ist in den USA geboren, Punkt.» Da war der Teufel los. «Er hat uns schon wieder verarscht», fauchte John King von CNN.

Zwei Mysterien, gelöst in einer Woche. Das ist allerhand. Schade eigentlich, besonders um Trumps verflogenen Haarzauber. Ein Rätsel allerdings bleibt noch. Färbt er seine Flachsbanane? Oder spriesst sie ganz natürlich in der Farbe Friedhofsblond?

# Im Geisterhaus zu Oerlikon

Vor zwei Jahren verstarb der Schweizer Jahrhundertkünstler und Oscar-Preisträger H. R. Giger. Sein Leben war ein ständiger Kampf, um den Dämonen in seinem Kopf Herr zu werden. Witwe Carmen Giger erzählt von ihrer Zeit an der Seite des Genies der Finsternis. *Von Rico Bandle*

Es ist eine Ecke der Stadt, wo niemand das Heim eines Weltkünstlers erwarten würde. Unter einer Eisenbahnbrücke hindurch gelangt man in ein biederes Wohnquartier; unscheinbare, in die Jahre gekommene Einfamilienhäuschen reihen sich aneinander, eingeklemmt zwischen Bahnlinie und charakterlosen Bürogebäuden. Ein Haus fällt sofort auf: Die Fassade ist rissig, der Garten wuchert dschungelartig, und vor der alten Eingangstür wartet eine Katze. Es ist das Haus von H. R. Giger.

Vor ziemlich genau drei Jahren war ich das letzte Mal hier, gemeinsam mit Chefredaktor Roger Köppel, zum grossen Interview mit dem Meister des Abgrunds. Was wir da vorfanden, bewegte mich dermassen, dass ich es im darauffolgenden Artikel mit keinem Wort erwähnt habe – aus Respekt vor einem Mann, dessen Lebensleistung nicht hoch genug eingeschätzt werden kann.

Wir waren damals am Nachmittag verabredet, der nachtaktive Künstler stand jeweils erst um vierzehn oder fünfzehn Uhr auf. Gigers Frau Carmen führte uns in einen kleinen Salon, überall standen Kunstwerke herum, die Gestelle waren mit Büchern und anderen Gegenständen überfüllt. Vor dem abgessenen Sofa befand sich ein grandioser Giger-Metalltisch. Müggi, die Katze, machte es sich bei uns gemütlich.

Nach einigen Minuten kam er hinter einem Vorhang hervor, wie aus einer Höhle. In Unterhosen und einem zerknitterten Hemd stand er vor uns. Sein Blick war müde, die Haltung gebückt, in der Luft lag der Geruch des Todes.

## «Ja, die Treppe»

Er begrüßte uns freundlich und setzte sich hin. Das Gedächtnis liess ihn manchmal im Stich, seine Antworten waren oft einsilbig, zum Teil wirkte er etwas abwesend, trotzdem redeten wir fast zwei Stunden. Dann führte er uns durch das fantastische Haus: Seine höhlenartige Kammer, nicht viel breiter als sein Bett darin, dann die Badewanne, die voll mit Büchern war, die dunklen Räume, wo überall Kunstwerke, Schädel oder andere Gegenstände herumstanden. Da war der wilde Garten, ein Skulpturenpark, mit einer selbstkonstruierten Bahn, die aber nicht mehr betriebsfähig war. Und in einem vollgestopften Gestell entdeckten wir die kleine Goldstatue, die H. R. Gigers Leben verändert hatte: den Oscar für die Kreation des Alien.

Es war ein messiehaftes Chaos, in dem doch alles seine Ordnung zu haben schien: Das ganze Haus war ein Giger-Gesamtkunstwerk, ein Abbild seiner Gedankenwelt.

Tief beeindruckt von dem Künstler, aber erschüttert über seinen Zustand, verliessen wir Zürich Oerlikon wieder. Etwa ein halbes Jahr später mussten wir erfahren, dass der Visionär der Düsternis gestorben ist.

Jetzt bin ich also wieder da. Und die Zeit scheint stillgestanden zu sein. Wieder empfängt mich Carmen Giger, eine wunderschöne Frau mit starken Gesichtszügen und schwarzen Haaren. Sie läuft diesmal an Krücken. Müggi, die Katze, die der Künstler so geliebt hat, verlangt nach Streicheleinheiten, sie ist noch immer die heimliche Königin im Haus. Gleich hinter der Eingangstür führt eine steile Treppe in den oberen Stock – es ist die Treppe, von der H. R. Giger am 12. Mai 2014 tödlich runtergestürzt ist. Was sie mit ihrem Fuss gemacht habe, frage ich Carmen Giger. Sie sei ebenfalls die Treppe runtergestürzt, sagt sie. «Ja, die Treppe.»

Sie führt mich in die kleine Küche. Drei rostige Skulpturen aus der berühmten «Passagen»-Serie hängen an der Wand: jene vaginalen Durchgänge, die Giger in den siebziger Jahre inspiriert durch die Hinterseite eines Müllwagens kriert hat. Wir reden über unse-

ren letzten Besuch, als der körperliche und geistige Zerfall des Künstlers schmerzhaft weit fortgeschritten war. Es sei eine schwierige Zeit gewesen, sagt Carmen Giger. «Hansruedi konnte sich am Schluss nicht mehr künstlerisch ausdrücken, auch nicht mehr lesen, das hat ihm die Lebenskraft geraubt.» Sie habe mit ihm viel über den Tod diskutiert. «Er glaubte, dass nach dem Tod wohl nichts mehr komme, war aber stets neugierig und interessierte sich für andere Ansichten.»

## Vom Unterbewusstsein gesteuert

Zum wenigen, worüber er sich zuletzt noch freuen konnte, habe die Arbeit an einem grossen Bildband gehört. «Da ist er richtig aufgeblüht», sagt sie. In diesen Tagen kommt das Werk im renommierten Taschen-Verlag her-

Es war ein messiehaftes Chaos, in dem doch alles seine Ordnung zu haben schien.

aus, limitiert auf 1000 Exemplare zum Stückpreis von 750 Euro: Es ist ein Prachtband im Grossformat, eine liebevoll gestaltete Hommage, die der Bedeutung des Künstlers gerecht wird. Nächstes Jahr folgt die erschwingliche Version, ebenfalls in einem Grossformat.



Suche nach Geborgenheit: Gigers Wohnhaus.



Getrieben von Albträumen: «Necronom IV», 1976.



Lockender Schlund: «Gebärmachine», 1967.

Der Taschen-Verlag hebt damit Giger kunst-historisch auf die richtige Stufe: Der Band erscheint in einer Reihe mit anderen fantas-tischen, surrealistischen Künstlern wie Hie-ronymus Bosch oder Salvador Dalí.

Es habe lange gedauert, bis sie seinen Tod einigermassen überwunden habe. «Eigentlich bin ich erst jetzt langsam so weit», sagt Carmen Giger. Die letzten zwanzig Jahre ihres Lebens hatte sie ganz ihrem Hansruedi gewidmet. Seit dem Tod habe sie sich erst einmal bewusst auf das Bett in seiner Kammer gesetzt. Sie möchte seine Totenruhe nicht stören, er sei ja irgendwie noch da. Als wir später einen Rundgang ma-chen, fällt auf, dass in Gigers Zimmerchen noch alles genauso ist wie vor seinem Tod: das Bett, die vielen Gegenstände rundherum und der Fernseher, der am Schluss fast pausenlos lief, als ihm die Kraft zu lesen, zu zeichnen abhand-gekommen war. Es wirkt, als hätte der Künstler das Zimmer eben erst verlassen.

Carmen hat H. R. Giger 1996 kennengelernt. Seine grosse Schaffensphase hatte er damals bereits hinter sich. Seit Mitte der neunziger Jahre malte er kaum noch, er zeichnete nur noch und gestaltete Möbel und Räume. Dies mag für das Publikum bedauerlich gewesen sein, für ihn war es ein positives Zeichen. Giger war in seinem künstlerischen Schaffen immer getrieben von Alpträumen und Depressionen.

Am stärksten war er, als er die schwierigsten Zeiten durchmachte: Zum Beispiel nach dem Selbstmord seiner Freundin und Muse Li Tobler 1975. Seine riesigen Gemälde mit dem Airbrush malte er ohne jeglichen Plan, ohne zu-vor ein Skizze angefertigt zu haben. Er begann einfach auf einer Seite, langsam vervollstän-digte sich ein perfekt komponiertes Gemälde, das um die Urthemen des menschlichen Da-



«Hansruedi war kein finsterner Mensch»: H. R. und Carmen Giger, 2008.

seins kreiste: Geburt, Sexualität, Tod. Mit sei-nen «Biomechanoiden» (halb Mensch, halb Maschine) bettete er das Ganze in eine fantas-tische Science-Fiction-Welt ein.

Er sei vom Unterbewusstsein gesteuert, meinten einige. Andere sahen seine übersinn-liche Fähigkeiten. Jedenfalls verfügte er über die einzigartige Intuition, ein visionäres, my-thenartiges Universum zu erschaffen, das das Publikum weltweit in den Bann zieht.

Dass jemand malt, um zu überleben, das tönt wie eine Plattitüde, bei ihm dürfte das tat-sächlich der Fall gewesen sein. Im Dokumen-

tarfilm «Dark Star» (2014) erklärt Gigers Ex-Frau Mia Bonzanigo, wie sich der Künstler von ihr getrennt habe, als sie an Hepatitis C er-krankt sei: «Er sass an meinem Bett und redete Klartext: «Wenn du krank bist, kann ich nicht arbeiten, und wenn ich nicht arbeiten kann, werde ich wahnsinnig.»»

### Kanalisierte Triebe

Wie ist es, mit einem Mann zusammenzu-leben, der in seinen Bildern die Sexualität der-massen ins Zentrum stellt? Bei dem die Vagina immer ein teuflisch lockender Schlund dar-stellt? Carmen Giger sagt, man liege falsch, wenn man sich irgendwelche aussergewöhn-lichen Sexualpraktiken vorstelle. Aus der Psy-chologie wisse man heute, dass Triebtäter und Mörder meist Leute ohne Fantasie seien. «Hansruedi hatte starke Kräfte in sich, die er über seine Fantasie, seine Kunst auslebte, nicht in der Realität.»

Carmen Giger findet, das Düstere nehme in der Rezeption Gigers einen zu hohen Stellen-wert ein. «Hansruedi war kein finsterner Mensch, er war witzig, freudvoll. Seine Bilder sind voller bissender Ironie.» Er sei von seiner Sache weniger besessen gewesen, als man es oft dachte: Dass es Fans geben konnte, die ihn fast wie einen Heiligen verehrten, die ihren Körper mit seinen Motiven tätowierten, habe er nicht verstehen können.

Jedenfalls, richtig wohl gefühlt hat sich Giger nur zu Hause in Oerlikon. In seinem voll-gestopften Haus mit den geschlossenen Fen-sterläden muss er so etwas wie eine embryonale Geborgenheit gespürt haben. Draussen fühlte er sich verloren. Als ich ihn vor drei Jahren ge-fragt habe, wie es denn war, in Los Angeles vor



Voller bissender Ironie: «Passage XXI», 1972.



Freundin und Muse: «Li II», 1973/74.

der Weltöffentlichkeit einen Oscar zu erhalten, sagte er nur: «Peinlich.» War er unterwegs, zum Beispiel für Filmpremieren oder Ausstellungseröffnungen, nahm er einen Koffer voller Bücher mit, die er im Hotelzimmer um das Bett herum verstreute, damit es aussah wie in seinem Zimmer.

Carmen Giger, die gerne reiste, schaffte es über die Jahre, dass er sich zunehmend etwas öffnete. «Mit gutem Essen und Kultur konnte man ihn locken. Wir haben viele Museen und historische Bauwerke auf der Welt besucht, das gefiel ihm.» Sein nachtaktiver Lebensstil sei für sie kein Problem gewesen, der Rhythmus entsprach ihr. Dass er aber erst um sieben Uhr am Morgen schlafen ging, das sei nicht immer so gewesen. «In den achtziger Jahren waren wir einmal in Los Angeles, aus diesem Jetlag ist er nie mehr herausgekommen.»

### Fehlentscheid in Zürich

Carmen Giger kümmert sich liebevoll um das Erbe ihres Mannes. Der Künstler brachte es nicht übers Herz, seine Bilder zu verkaufen. Im Gegenteil: Er kaufte in den letzten Jahren seine Frühwerke zurück – für ein Mehrfaches des Preises, den er einst erhalten hatte. Dem Kunstmarkt entzog er sich völlig. Wenn Werke weggingen, dann höchstens als Geschenk an Freunde. Entsprechend voll war der Keller – und er ist es immer noch. Auch Carmen verkauft nichts, alles bringt sie in die Giger-Stiftung ein.

Das Haus in Zürich Oerlikon, das eigentlich im heutigen Zustand konserviert und unter Denkmalschutz gestellt werden müsste, werde nur langsam geräumt. Die Oscar-Statue komme demnächst ins Giger-Museum im Schloss St-Germain in Greyerz. Später einmal soll der prächtige schwarze Salon im hinteren Teil des Hauses in Gruyères nachgebaut werden.

Zuerst aber kommt nun das Buch heraus, dann geht eine Giger-Ausstellung zwei Jahre lang auf Welttournee, von Nantes bis Tokio. Dann sind wir wieder beim leidigen Thema angelangt, das den Künstler ein Leben lang belastete: In Zürich im Kunsthaus wird die Ausstellung nicht gezeigt. Dort ignoriert man den Schweizer Weltkünstler nach wie vor. Der Umgang des Kunsthauses mit Giger wird sich irgendwann als ähnlich grosser Fehlentscheid herausstellen wie jener in den sechziger Jahren, als die Stadt Zürich dilettantisch das Geld für den Erwerb einer Alberto-Giacometti-Sammlung verweigerte. Denn, so viel ist klar: Die meisten gefeierten Gegenwartskünstler geraten schnell wieder in Vergessenheit, H.R. Giger aber wird bleiben.

**HR Giger:** Collector's Edition. Limitiert auf 1000 nummerierte Exemplare, signiert von Carmen Giger, HR Giger Estate. Taschen. 400 S., 750 Euro

**Dark Star – H.R. Gigers Welt:** Dokumentarfilm von Belinda Sallin, 2014. Auf DVD erhältlich

**HR-Giger-Museum** im Schloss St-Germain, Greyerz. [www.hrgigermuseum.com](http://www.hrgigermuseum.com)

## Evolution

# Als das Leben schwierig wurde

Warum die Bibel nicht das Wort Gottes, sondern ein Tagebuch der Menschheit ist.

Von *Carel van Schaik und Kai Michel*

Die Bibel leidet darunter, für das Wort Gottes gehalten zu werden. Denn als solches sollte sie doch einwandfrei sein und makellos. Allein, bereits eine flüchtige Lektüre zeigt: Die Bibel ist weit davon entfernt, perfekt zu sein, sie ist eine widersprüchliche, oft schwerverständliche Schrift. Gläubige picken sich deshalb heute meist nur noch wenige Passagen heraus. Atheisten dagegen, wie der Evolutionsbiologe Richard Dawkins, konstatieren süffisant, die Bibel sei eben «nicht systematisch böse, sondern einfach nur grotesk».

Doch beide Seiten tun der Bibel unrecht. Das Buch der Bücher nennt ja selbst eine Vielzahl seiner Autoren: Mose, David und Salomo, Jesaja und Jeremia, die Evangelisten, Paulus und Johannes von Patmos. Mag die Bibelwissenschaft deren Autorenschaft in den meisten Fällen als Fiktion entlarvt haben, stimmt die Kernaussage doch: Viele verschiedene Menschen schrieben tausend Jahre lang an der Bibel. Sie fügten neue Bücher hinzu, korrigierten die alten oder arbeiteten sie gänzlich um. Die Bibel ist nicht das Wort Gottes. Sie ist ein Tagebuch der Menschheit.

Und damit wird sie zu einer einzigartigen Quelle, die tiefe Einblicke in die kulturelle Evolution des Homo sapiens bietet. Sie lässt ihre Leser hautnah miterleben, wie die Menschen sich einzurichten versuchten in einer Welt, für die sie nicht gemacht sind. Sie zeigt, was alles unternommen wurde, um Probleme

in den Griff zu bekommen, von denen nicht wenige unser Schicksal bis heute bestimmen.

Warum schreibt man Tagebuch? Am Anfang steht eine Krise oder wenigstens der Umstand, dass die Existenz so kompliziert erscheint, dass man hofft, durch Reflexion seiner selbst und Beobachtung der Umwelt Rezepte zu finden, um das Leben zu bewältigen. Das gilt auch für die Bibel. Die Genesis beginnt mit einer Krise sondergleichen! Zwar hat Gott die Menschen fürs Paradies gemacht, aber Adam, Eva und all ihre Nachkommen müssen ihr Dasein jenseits von Eden fristen. Dort geht es drunter und drüber. Es ist ja nicht nur, dass die Menschen im Schweisse ihres Angesichts schufteten und die Frauen den Männern untertan sein müssen. Nein, Kain erschlägt Abel, die Menschen treiben es so wild, dass Gott die Sintflut schickt, der Turmbau zu Babel scheitert, die Geschichten der Patriarchen Abraham und Co. strotzen von Zank und Zwietracht, Sodom und Gomorrha. Plagen und Seuchen, Krieg und Elend werden auch den Rest der Tora, der fünf Bücher Mose, dominieren.

### Dramatische Verhaltensänderungen

Aus einer evolutionären Perspektive muss man sagen: Die Bibel hat recht. Die Menschheit lebte nicht von Anbeginn an unter solch katastrophalen Umständen. All das Unheil, mit dem die Genesis ihre Leser konfrontiert, ist tatsächlich die Folge eines Sündenfalls – und zwar der dramatischsten Verhaltensänderung, die je eine Tierart auf diesem Planeten absolviert hat. Wir sprechen vom Sesshaftwerden, dem Übergang vom Herumziehen und Jagen und Sammeln dessen, was die Natur hergab, zur eigenständigen Nahrungsmittelproduktion durch Ackerbau und Viehzucht.

Zugegeben, Sündenfall ist kein wissenschaftlicher Terminus, aber immerhin hat auch der Evolutionsbiologe und Pulitzerpreisträger Jared Diamond die neolithische Revolution als den «grössten Fehler der Menschheit» tituliert. Landläufig gilt sie als Erfolgsgeschichte. Ihr haben wir eine Bevölkerungsexplosion sondergleichen zu verdanken: In rund zehntausend Jahren stieg die Population des Homo sapiens von vier Millionen auf fast acht Milliarden. Zweifellos löste sie auch jenen Urknall der kulturellen Evolution aus, der uns erst zu den kulturell modernen Menschen machte, die wir heute sind. Aber sie war mit immensen Kosten verbunden.

Skelettfunde zeigen: Die Menschen wurden nicht mehr so gross wie einst, sie hungerten



*Tiefe Einblicke:* Schrein des Buches in Jerusalem.



**Zank und Zwietracht:** «Vertreibung aus dem Paradies» von Giuseppe Cesari, um 1600.

und starben früher. Die ersten Bauern mussten tatsächlich im Schweisse ihres Angesichts schuften und mehr Arbeit investieren, um auf die gleiche Kalorienmenge zu kommen wie die Jäger und Sammler. Vor allem Krankheiten plagten sie: Viele Erreger sprangen damals erstmals von den neudomestizierten Haustieren auf die Menschen über. Wegen fehlender Immunabwehr, mangelnder Hygiene und grosser Populationsdichten breiteten sich die Infektionskrankheiten rasch aus. Epidemien entvölkerten ganze Landstriche.

Hinzu kamen massive soziale Probleme. Als Jäger und Sammler waren die Menschen in kleinen, egalitär organisierten Gruppen umhergezogen. Weder gab es nennenswerten Besitz noch ausgeprägte Hierarchien. Da man keine Vorräte anlegen konnte, waren die sozialen Beziehungen die Lebensversicherung. Egoisten wurden in die Schranken gewiesen, wenn nicht verstossen oder eliminiert. Unter diesen Bedingungen formte sich die menschliche Psychologie mit ihren moralischen Intuitionen und ihrer Vorliebe für Gleichheit, Gemeinschaft und Gerechtigkeit.

Nun aber wuchsen die Gesellschaften und mit ihnen die Anonymität. Da man Vorräte anlegen konnte, war man nicht mehr auf die Nachbarn angewiesen. Zugleich entfaltete die Erfindung des Eigentums an Grund und Boden eine fatale Dynamik: Es musste verteidigt werden, und dazu brauchten die Patriarchen ihre Söhne. Der Besitz aber konnte nicht an alle vererbt werden.

---

### Kein Wunder, gehen sich in der Bibel die Brüder ständig an die Gurgel.

---

Kein Wunder, gehen sich in der Bibel die Brüder ständig an die Gurgel. In der neuen Konkurrenz nutzten die einst von Gruppen niedergehaltenen Despoten ihre Chance. Sie waren es, welche die seit 4000 v. Chr. aufkommenden Städte und Staaten unter ihre Herrschaft brachten. Kriege und Ungleichheit gingen damit einher.

Apokalyptischen Reitern gleich suchten diese Probleme für Jahrtausende die Menschen heim. Wo früher die biologische Evolution für Adaptionen gesorgt hatte, die das Überleben

der Population sicherten, fehlte es nun an Zeit. Die kulturelle Evolution übernahm die Führung. Wer überleben wollte, musste sich etwas einfallen lassen und Überlebensrezepte entwickeln. Dringend.

Und genau das finden wir in den weiteren vier Büchern Mose, in denen die Geschichte vom Auszug des Volkes Israel aus Ägypten und die Gesetzesgabe am Berg Sinai erzählt wird. Denn Mose erhält nicht nur die Zehn Gebote, sondern es werden sage und schreibe 603 weitere Gebote und Verbote verkündet. Für moderne Leser ist das befremdlich. Schon Johann Wolfgang von Goethe schimpfte: «Den Gang der Geschichte sehen wir überall gehemmt durch eingeschaltete zahllose Gesetze, von deren grösstem Teil man die eigentliche Ursache und Absicht nicht einsehen kann.» Da verliere der Leser «mit dem verirrtten Volke den Hauptzweck völlig aus den Augen».

Doch Goethe irrt. Die Gesetze sind der Hauptzweck. Sie betreffen gerade jene Bereiche, in denen das Unglück regierte. Es ist ja Gott, daran lässt die Tora nicht den geringsten Zweifel, der alle Kriege und Krankheiten, Kri-



Wer überleben wollte, musste sich etwas einfallen lassen: «Die Apokalyptischen Reiter», um 1670.

sen und Katastrophen schickt. Und so sollen seine Gesetze das Chaos beenden.

Eine Vielzahl der Regeln dient der Gesundheitsvorsorge. Ob es um Ernährung, Hygiene oder Geschlechtsverkehr geht: Ein geradezu protomedizinisches Regelwerk soll verhindern, dass Gott sein Volk mit Epidemien straft. Andere Gesetze regulieren das seit dem Sesshaftwerden aus dem Lot geratene soziale Leben. Keine Frage, Jahwe hasst masslosen Reichtum, verabscheut Ungerechtigkeit, fordert Nächstenliebe und Solidarität mit den Armen. Wehe, wer dagegen verstösst! Die Armeen der Assyrer, Ägypter und Babylonier scharren schon mit den Füßen, um Israel in Gottes Auftrag zu strafen.

### Hausordnung der Schöpfung

Die Idee hinter der Tora ist unverkennbar: Jahwe geht mit seinem Volk einen Bund ein, die Gesetze sind das Kleingedruckte des Vertrags, die Hausordnung der Schöpfung. Werden sie eingehalten, dann ist das friedliche Leben im Gelobten Land, wo Milch und Honig fließen, gesichert. Wird dagegen verstossen, folgt die Strafe Gottes auf dem Fusse. Was heute überraschen mag: Die Wege dieses Gottes sind nicht unergründlich, im Gegenteil, er ist berechenbar, höchst rational. Wie war es dazu gekommen? Und warum nur hier?

Wichtig ist: Es gab damals keine Wissenschaft. Die Menschen hatten nicht die geringste Ahnung von Bakterien und Viren, von Plattentektonik und Klimaschwankungen. Was also sollte ihnen Antworten liefern auf die Frage, wer oder was hinter der Misere steckte? Das konnte nur ihre angeborene Psychologie. Und die neigte schon immer dazu, allerorten Akteu-

re am Werk zu vermuten. Schliesslich war es fürs Überleben stets sinnvoller, einmal zu viel ein gefährliches Wesen im Verdacht zu haben als einmal zu wenig. Und so machte man für das Unheil jene verantwortlich, die seit grauer Vorzeit

### Die Wege dieses Gottes sind nicht unergründlich, im Gegenteil, er ist berechenbar, höchst rational.

dafür berüchtigt waren, den Menschen zuweilen böse mitzuspielen: die Geister und Ahnen.

Doch die Katastrophen sorgten für deren Karriereprung: Wer grosses Unheil anrichtete, musste von grosser Statur sein. Aus Geistern wurden Götter. Man baute ihnen Tempel, trachtete danach, sie mit Ritualen zu besänftigen und ihre Gunst mit Opfern zu erkaufen. Religion avancierte zum kulturellen Schutzsystem, der Gottesdienst zum Katastrophenmanagement.

Dass wir das ambitionierteste und zugleich folgenreichste Katastrophenmanagement in der Bibel finden, verdankt sich Jahwes Alleinstellungsmerkmal: Er war tatsächlich allein. Und so konnte nur er es sein, der jedes Unheil als Strafe sandte. Während es im Polytheismus nie möglich war, zu entscheiden, welcher Gott nun für welches Unglück verantwortlich war, lässt sich im Monotheismus der Wille Gottes aus seinen Taten rekonstruieren. Darum also erscheint Jahwe so schrecklich zornig; er war ja für alles allein zuständig.

Die Logik dahinter ist bestechend einfach: Schickt Gott Seuchen, Dürren oder Krieg, hatten die Menschen etwas falsch gemacht. Wollte man dieses Unglück vermeiden, galt es, herauszufinden, was Gottes Zorn erregt hatte,

und das dann per Gesetz zu untersagen. Zwei Ansätze ergänzen sich dabei: die Annahme, Jahwe werde über dieselben Dinge zornig wie die Menschen; die himmlische Moral war damit nichts als eine Projektion der alten Jäger- und-Sammler-Moral. Dann liessen sich sensible Bereiche identifizieren, in denen Gott leicht reizbar erschien und rasch Krankheiten schickte. Zum Beispiel war das der Fall, sobald Körperflüssigkeiten im Spiel waren. Die Vielzahl der Tora-Regeln im Bereich Menstruation, Samenerguss und Aussatz zeigt es an, zumal Gott Waschungen und Quarantäne als geeignete Prophylaxe empfiehlt.

### Die Alltagsreligion war quicklebendig

Die Gesetze basieren auf empirischer Beobachtung der Realität. Faszinierend daran: Man muss gar nicht die wahren Ursachen kennen. Es reicht, jene Praktiken zu identifizieren, die gehäuft zu Krankheiten führen, und diese dann zu unterbinden. Gott erweist sich damit in einer Zeit, in der es an wissenschaftlichem Wissen fehlte, als perfekte Heuristik, um Wissenslücken zu überbrücken. Die Autoren der Tora haben einen Ehrenplatz in der Ahnengalerie der Wissenschaft verdient.

Damit dieses kulturelle Schutzsystem funktionierte, mussten sich alle daranhalten. Jahwe war ein eifersüchtiger Gott. Die Vielzahl der Verbote, die sich gegen Ahnenkult, Hexerei und Magie richten, beweisen: Die Alltagsreligion war quicklebendig. Die Bibel verhehlt das nicht. Sie macht schonungslos deutlich: Das Volk Israel mag Jahwe nicht folgen. Kaum ist Mose auf den Berg Sinai gestiegen, umtanzen die Menschen schon wieder die alten Götter. Die Geschichte vom Goldenen Kalb ist nur der prominenteste Fall. Immer und immer wieder protestiert das Volk gegen Jahwe, und selbst der weise König Salomo wird fremden Göttern huldigen. Der schwedische Bischof und Theologieprofessor Erik Aurelius schreibt treffend, im Alten Testament werde man eines Volkes gewahr, «das durch seine ganze Geschichte hindurch in offenem und hingebungsvollem Streit mit seiner eigenen Religion liegt».

Hier zeigt die Bibel, wie kulturelle Evolution funktioniert. Eine Neuerung stösst auf Widerspruch, wenn sie nicht der menschlichen Natur entspricht, also unseren intuitiven Vorstellungen von den Zusammenhängen der Welt oder dem, was wir für moralisch korrekt halten. Und natürlich muss sie modifiziert werden, wenn sie von der Wirklichkeit Lügen gestraft zu werden droht. Tatsächlich, das dokumentiert die Bibel als Tagebuch, haben die Priester und Schriftgelehrten deshalb immer wieder ihr Gotteskonzept modifiziert, um es menschen- und wirklichkeitstauglicher zu gestalten.

Eine der Herausforderungen: Dem Individuum hatte Jahwe, dieser rationale Repräsentant des kulturellen Schutzsystems, zu wenig



zu bieten. Er hatte die Gesellschaft im Blick, das Volk Israel. Kranke galten als von ihm gestraft und wurden deshalb unter Quarantäne gestellt. Mitleid hatten sie keines verdient. Man hielt sich besser von ihnen fern. Nun ist das für jeden Kranken eine deprimierende Vorstellung, Gleiches gilt für die Angehörigen. In solchen Momenten ist Solidarität gefragt, das liegt in der menschlichen Natur. Also besetzten die Bibel-Autoren nach und stellten dem strafenden Gott der Tora den fürsorglichen Gott der Psalmen an die Seite, der sich um die Menschen mit ihren spirituellen Nöten kümmert, sie heilt und tröstet.

Es ist faszinierend, wie man den Autoren in den späteren Teilen der hebräischen Bibel, des Alten Testaments, tatsächlich beim Spekulieren über die Schulter schauen kann. Wenn Jahwe sich um die Kranken sorgt, dann kann er die Krankheit doch nicht selbst geschickt haben. Das wäre ja schizophren! Also tauchen der Satan und die Dämonen auf, die erst in Gottes Diensten, später in Eigenregie für das Übel der Welt verantwortlich werden.

Zugleich beobachten wir eine Neuinterpretation des Unheils. Wenn es nicht mehr von Gott selbst kommt, war es vielleicht gar keine Strafe, sondern eine Prüfung? Wer das Leid übersteht, wird von Gott belohnt. Das erzählt die Geschichte von Hiob, der fürchterliches Leid erduldet und von Gott am Ende fürstlich belohnt wird. Ebenso die von Daniel in der Löwengrube: Weil er seinem Glauben treu bleibt, tun ihm die Raubkatzen nichts. Dafür werden seine Feinde den Löwen zum Frühstück serviert.

Das Unheil als Prüfung: Diese Vorstellung passte bestens zur historischen Situation. Das Volk Israel mochte zwar noch so sehr versuchen, den Gesetzen der Tora zu folgen, es wurde trotzdem immer und immer wieder von fremden Heeren überfallen. War das alles nur eine göttliche Prüfung, für die man am Ende

fürstlich belohnt wurde? Ein verführerischer Gedanke.

### Märtyrer verschärften das Problem

Bloss liess die Belohnung auf sich warten. Vor allem die Märtyrer verschärften das Problem: Wo finden jene ihre Belohnung, die für ihren Glauben sterben? Bisher war Jahwe nur ein Gott des Lebens gewesen. Aber er durfte doch nicht wortbrüchig sein oder ungerecht – und für einen universalen Gott war es inakzeptabel, dass seine Macht an der Schwelle des Todes endete. Und so taucht im Buch Daniel, einem der spätesten Bücher der hebräischen Bibel, erstmals das Jenseits als Ort auf, an dem sich die göttliche Gerechtigkeit erfüllen wird.

### Das Unheil als Prüfung: Diese Vorstellung passte bestens zur historischen Situation.

Nach einem apokalyptischen Endkampf werden die Menschen wieder auferweckt, heisst es da, «die einen zum ewigen Leben, die andern zu ewiger Schmach und Schande».

All diese Strategien wird das Christentum perfektionieren: Jesus macht als Heiler, der Dämonen austreibt, Karriere. Die Idee, das Böse zu bekämpfen und so das Reich Gottes zu schaffen, erweist sich als sehr attraktiv – nicht zuletzt politisch. Die Feinde werden immer und überall verteufelt. Und selbst wenn das Gottesreich auf sich warten lässt, können sich die Gläubigen doch sicher sein: Im Jenseits werden die Guten belohnt und die Bösen bestraft. Wer wollte das widerlegen?

Wir sehen, dass die Bibel, gelesen als ein Tagebuch der Menschheit, Auskunft darüber gibt, wie das Bild, das sich die Menschen von Gott machen, einerseits den Bedürfnissen der menschlichen Natur nach Schutz und Gebor-

genheit angepasst und andererseits auf die Wirklichkeit abgestimmt wird. Zentral dabei ist der Anspruch, dass Gott die Erwartungen in Sachen Gerechtigkeit erfüllt. Ein Gott, der nicht diesem Grundprinzip menschlichen Zusammenseins verpflichtet wäre, ist unvorstellbar. Wir sehen aber auch, dass Krisen und Katastrophen der Hauptmotor der kulturellen Evolution sind und zu immer neuen Erklärungen zwingen.

Aber wie kam es zum Missverständnis, die Bibel sei das Wort Gottes? Als der Teufel für das Unheil zuständig wurde, bot sich Gott die Möglichkeit, ganz und gar gut zu werden. Und da das Christentum in einer hellenistisch geprägten Welt wuchs, amalgamierte sein Gottesbild mit der platonischen Idee des absolut Guten: In der Folge wurde Gott allwissend und allmächtig. In der Bibel war er das noch nicht.

Zugleich brauchte die Kirche ein festes Fundament, um nicht vom Streit um die wahre Lehre zerrissen zu werden. Also legte sie im fünften Jahrhundert einen verbindlichen Kanon der heiligen Bücher fest. Die Arbeit an der Bibel war damit beendet, sie avancierte zur Heiligen Schrift, zum Wort Gottes. Was niemand bedacht hatte: Die Bibel veraltet! Über ein Jahrtausend war sie den Bedürfnissen der Zeit angepasst worden; nun wurde sie auf dem Stand der Spätantike eingefroren. Von Jahrhundert zu Jahrhundert weitete sich die Kluft zu ihren Lesern mehr und mehr, wurde das Buch der Bücher unverständlicher. Wer weiss, hätte man die Arbeit an der Bibel nicht eingestellt, schreiben wir heute vielleicht das siebte Testament.



Carel van Schaik / Kai Michel: Das Tagebuch der Menschheit. Was die Bibel über unsere Evolution verrät. Rowohlt. 576 S., Fr. 35.90

# Volg. Im Dorf Daheim. In Kandersteg zuhause.

**Genuss aus dem Dorf  
ist uns nicht Wurst!**

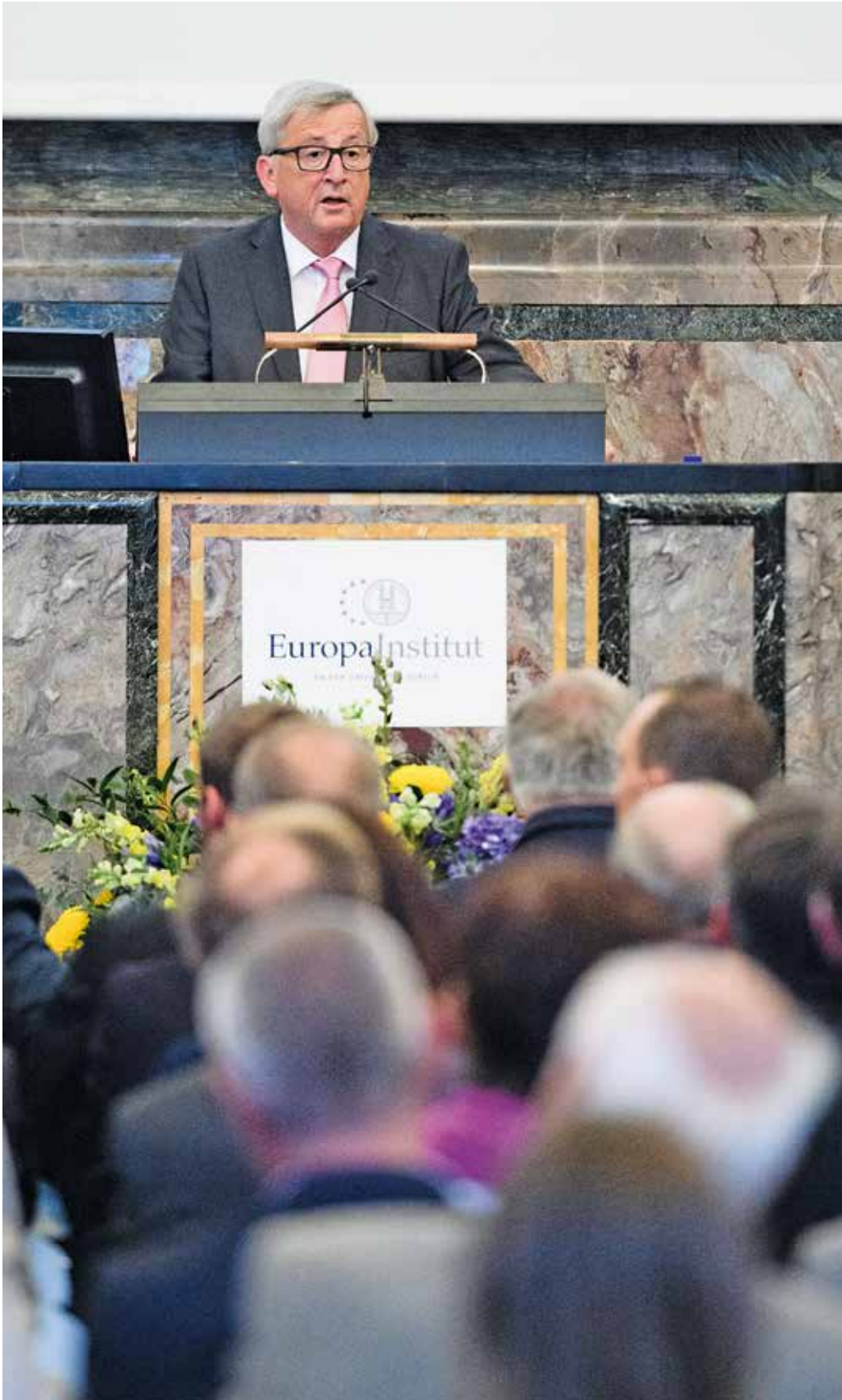
Metzgermeister Samuel Heiniger ist einer von vielen lokalen Produzenten, die für Volg «Feins vom Dorf»-Produkte herstellen. Seine Trockenwürste sind im Volg Kandersteg (BE) erhältlich. Entdecken Sie in jedem Volg andere «Feins vom Dorf»-Spezialitäten.



**Volg**  
frisch und fründlich

## Churchill würde weinen

EU-Kommissions-Präsident Juncker schmückte sich zum Jubiläum der Zürcher Europa-Rede von Winston Churchill mit dessen Federn. Das ist ziemlich unverfroren. *Von Andrew Roberts*



*Undemokratischer Verwaltungsapparat:* Jean-Claude Juncker.

Am vergangenen Montag hielt EU-Kommissions-Präsident Jean-Claude Juncker in der Aula der Universität Zürich eine Festansprache anlässlich des 70. Jahrestages der berühmten Europa-Rede von Winston Churchill. 1946 hatte Churchill faktisch den Anstoss zur Gründung der späteren Europäischen Union gegeben. Unverfroren erinnerte Juncker an Churchills Worte, um sich und das gegenwärtige europäische Projekt mit Churchills unantastbarem Ruhm zu schmücken.

Das konnte natürlich nicht funktionieren, ungeachtet des freundlichen Empfangs und der respektvollen Aufmerksamkeit, die dem Kommissions-Präsidenten entgegengebracht wurden. Überzeugen konnte er nur diejenigen, die von Churchill und der Geschichte nichts wissen. Denn die von Juncker dirigierte Organisation ist genau jener übergriffige, arrogante und undemokratische Verwaltungsapparat, vor dem Churchill die Europäer gern bewahrt hätte. Der Aufstieg des Neofaschismus im modernen Europa – weitgehend das Resultat von Konflikten, die sich aus einer Gemeinschaftswährung ergeben, in der schwächere Staaten zwangsläufig benachteiligt sind – hätte ihn, der diese Ideologie so entschieden bekämpfte, mit Besorgnis erfüllt. Doch es gibt noch viele andere Aspekte der heutigen EU, die den grossen englischen Staatsmann zutiefst irritiert hätten.

### Sinnlose Quasselbude

Nehmen wir nur das Projekt einer europäischen Armee. Am 14. September sprach Juncker in seiner Rede zur Lage der Union von einer gemeinsamen militärischen Struktur (vermutlich unter seinem Kommando), für die ein zentrales Hauptquartier geschaffen werden müsse. Seit den frühen 1950er Jahren wird über dieses Thema diskutiert. Am 11. Mai 1953 erklärte Churchill im Unterhaus: «Wir gehören nicht der Europäischen Verteidigungsgemeinschaft an und wollen auch nicht in einer föderalen europäischen Struktur aufgehen. Wir haben eine besondere Beziehung zu beiden. Wir sind mit den Europäern, aber nicht in Europa. Wir haben unser Commonwealth und das Empire.» Für die Verteidigung Europas war aus seiner Sicht die Nato zuständig, nicht der Gemeinsame Markt, aus dem sich dann die Europäische Union entwickelte. Eine europäische Armee bezeichnete er als «undefinierbaren Mischmasch».

Auch von der Idee eines europäischen Parlaments war Churchill nicht überzeugt. Eine solche Einrichtung werde sich als sinnlose Quasselbude erweisen, wie sich ja auch zeigte, als klar war, dass nur die ungewählte Kommission Gesetze auf den Weg bringen kann. Im März 1948 erklärte Churchill seiner langjährigen Vertrauten Lady Violet Bonham Carter, einer überzeugten Anhängerin des Gemeinsamen Marktes, dass die «föderale Lösung» nicht funktionieren werde, weil «ein europäisches Parlament vollkommen untauglich» sei.

Politiker müssen nach ihren Taten beurteilt werden, nicht nur nach ihren Worten. Churchill, der von 1945 bis 1951 Oppositionsführer war, sprach in dieser Zeit wiederholt über die Notwendigkeit einer europäischen Einheit. Nur so liessen sich weitere Konflikte auf dem Kontinent verhindern. Weil er dem Projekt aber keine Steine in den Weg legen wollte, wies er als kluger Politiker nicht ständig darauf hin, dass Grossbritannien nicht integraler Bestandteil dieser Union sein könne. Doch sobald er wieder an die Macht gekommen war, schrieb er in einem Kabinettsmemorandum von 29. November 1951: «Wir helfen, wir engagieren uns, wir wirken mit, aber wir gehen nicht in dieser Union auf, und wir verzichten auch nicht auf unseren insularen Charakter und auf unsere Beziehungen zum Commonwealth. Unser erstes Ziel ist die Einheit und Konsolidierung des Britischen Commonwealth [...] Das zweite ist der «brüderliche Bund» der englischsprachigen Welt, das dritte das Vereinigte Europa, zu dem wir eine besondere Beziehung als eigenständiger Verbündeter und Freund haben [...] Sobald die Pläne für eine europäische Einigung jedoch eine föderale Form annehmen, können wir nicht mehr mitmachen, da wir nicht bereit sind, uns oder die Kontrolle über die britische Politik föderalen Instanzen unterzuordnen.» Juncker hat weder aus diesem Memorandum noch aus Churchills fast gleichlautender Rede vom Mai 1953 zitiert.

Wenn Churchill heute lebte, würde er ob der Europäischen Union in Tränen ausbrechen. Das ist keine Übertreibung – Churchill hat oft geweint, allein während des Zweiten Weltkriegs mindestens dreissig Mal. Er würde weinen über das Los der Abermillionen Flüchtlinge, die von Angela Merkel auf so unverantwortliche Weise eingeladen wurden, nach Deutschland zu kommen, statt dass Europa die Flüchtlingskrise von Anfang an durch entschlossenes Handeln verhindert hätte. Churchill, der die Flüchtlingskrise von 1945/46 als wichtige Aufgabe für die Westalliierten betrachtete, würde weinen über all die Länder, die die Flüchtlinge auf ihrem Weg von Afrika und Asien nach Deutschland durchqueren müssen, über die Stacheldrahtzäune an den Grenzen und die Neonazi-Parteien, die als Reaktion auf diesen massiven, von der EU nicht verhinderten Exodus entstanden sind.

Churchill würde auch über die Brüsseler Diplomatie weinen, die den Ukrainern erst Hoffnungen auf eine Annäherung an die EU machte und dann Putins Annexion der Krim und die faktische Teilung der Ukraine feige hinnahm. Niemand war unversöhnlicher gegenüber Diktatoren als Churchill. Seine Stimme fehlt heute ganz besonders, nachdem Juncker, Obama und Merkel sich zu dieser Aggression zurückhaltend geäussert oder geschwiegen haben.

Es war nicht zuletzt die ambivalente Aussenpolitik der EU mit ihren Versprechungen ge-

genüber der Ukraine, die zu der Kreuzigung des Landes geführt hat. Churchill hätte die Art und Weise, wie sich die EU in dieser Sache verhalten hat, genauso verachtet, wie er die Aussenpolitik von Frankreich und Grossbritannien in den 1930ern verachtet hatte, die Hitler gegen sich aufbrachten, ohne ihm entschlossen entgegenzutreten, geschweige denn, ohne ihn zu vernichten.

Wenn Juncker Churchill als einen Propheten der Europäischen Union bezeichnet, so bleibt festzuhalten, dass Churchill tatsächlich an eine Art Vereinigte Staaten von Europa glaubte. Allerdings war es ein völlig anderes Europa als die Europäische Union in ihrer heutigen Gestalt – ineffizient, aufgeblasen, herrisch (wie etwa gegenüber den bedauernswerten Iren in Sachen Apple) und allzu oft handlungsunfähig. Die Vision von Europa, die Churchill nur ein Jahr nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs so kühn skizzierte, mit einem gestärkten Deutschland und Frankreich, hat nicht das Geringste mit dem sklerotischen Imperium zu tun, das von Juncker geführt wird. Wäre Churchill am Montag unter uns gewesen, hätte er über Junckers Worte spöttisch gelacht und betrübt den Kopf geschüttelt.

Andrew Roberts, 53, gehört zu den renommiertesten Historikern Grossbritanniens. Er lehrt als Professor für War Studies am King's College in London.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

## Eine glänzende Anlageidee: ZKB Gold ETF

Anlage  
der Stunde!

Mehr Informationen auf [zkb.ch/etf](http://zkb.ch/etf)

Unsicheres Marktumfeld und aktuelles Tiefzinsumfeld verlangen nach Alternativen für Ihr Portfolio. Investieren Sie deshalb jetzt in den grössten Gold ETF der Schweiz. ZKB Gold ETF: 100% Swiss Made Asset Management mit Sitz in Zürich.

Die nahe Bank



Zürcher  
Kantonalbank

Diese Angaben dienen ausschliesslich Werbezwecken und stellen keine Anlageberatung oder Offerte dar. Alleinverbindliche Grundlage für den Erwerb sind die jeweiligen veröffentlichten Dokumente (Fondsverträge, Vertragsbedingungen, Prospekte und/oder wesentliche Anlagerinformationen sowie Geschäftsberichte). Diese können kostenlos bezogen werden unter [www.zkb.ch](http://www.zkb.ch), [www.swisscanto.ch](http://www.swisscanto.ch) sowie in Papierform bei der Swisscanto Fondsleitung AG, Bahnhofstrasse 9, 8010 Zürich, sowie in allen Geschäftsstellen der Kantonalbanken in der Schweiz und der Bank Coop AG, Basel.

## Top 10

### Knorr's Liste

|    |  |
|----|--|
| 1  | <b>The Beatles: Eight Days a Week</b> ★★★★★<br>Regie: Ron Howard |
| 2  | <b>The Light Between Oceans</b> ★★★★★<br>Regie: Derek Cianfrance |
| 3  | <b>Sing Street</b> ★★★★★<br>Regie: John Carney                   |
| 4  | <b>Médecin de campagne</b> ★★★★★<br>Regie: Thomas Lilti          |
| 5  | <b>Wiener-Dog</b> ★★★★★<br>Regie: Todd Solondz                   |
| 6  | <b>Vor der Morgenröte</b> ★★★★★<br>Regie: Maria Schrader         |
| 7  | <b>Jason Bourne</b> ★★★★★<br>Regie: Paul Greengrass              |
| 8  | <b>Toni Erdmann</b> ★★★★★<br>Regie: Maren Ade                    |
| 9  | <b>Tschick</b> ★★★★★<br>Regie: Fatih Akin                        |
| 10 | <b>Un homme à la hauteur</b> ★☆☆☆☆<br>Regie: Laurent Tirard      |

### Kinozuschauer

|       |   |
|-------|---|
| 1(-)  | <b>The Purge: Election Year</b> 15 063<br>Regie: James DeMonaco             |
| 2(-)  | <b>The Secret Life of Pets</b> 11 975<br>Regie: Chris Renaud, Yarrow Cheney |
| 3(1)  | <b>Now You See Me 2</b> 11 225<br>Regie: Jon Chu                            |
| 4(-)  | <b>SMS für dich</b> 11 002<br>Regie: Karoline Herfurth                      |
| 5(3)  | <b>Nerve</b> 8752<br>Regie: Ariel Schulman, Henry Joost                     |
| 6(4)  | <b>Mike &amp; Dave Need Wedding Dates</b> 8352<br>Regie: Jake Szymanski     |
| 7(2)  | <b>Suicide Squad (3-D)</b> 7590<br>Regie: David Ayer                        |
| 8(6)  | <b>Jason Bourne</b> 5148<br>Regie: Paul Greengrass                          |
| 9(7)  | <b>Mechanic 2: Resurrection</b> 4982<br>Regie: Dennis Gansel                |
| 10(8) | <b>The Light Between Oceans</b> 4523<br>Regie: Derek Cianfrance             |

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;  
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

### DVD-Verkäufe

|       |   |
|-------|---|
| 1(-)  | <b>Bibi und Tina 3 (Tudor)</b>                      |
| 2(1)  | <b>The Jungle Book (Disney)</b>                     |
| 3(2)  | <b>Gods of Egypt (Ascot Elite)</b>                  |
| 4(-)  | <b>House of Cards – Staffel 4 (Sony)</b>            |
| 5(-)  | <b>Hardcore (Impuls)</b>                            |
| 6(-)  | <b>Triple 9 (Ascot Elite)</b>                       |
| 7(3)  | <b>The Huntsman &amp; The Ice Queen (Universal)</b> |
| 8(4)  | <b>Allegiant – Die Bestimmung (1) (Ascot Elite)</b> |
| 9(5)  | <b>Batman vs. Superman (Warner)</b>                 |
| 10(7) | <b>Zoomania (Disney)</b>                            |

Quelle: Media Control



Ohne Sinn und Verstand: «Die glorreichen Sieben», 2016.

### Kino

## Pompöse Gockel-Kraftmeierei

Alle Versuche, dem US-Western wieder zu alter Attraktivität zu verhelfen, sind gescheitert. Jetzt gibt's einen neuen Anlauf mit dem Remake des Klassikers «The Magnificent Seven». Von Wolfram Knorr

Man muss es leider sagen: Die Gattung ist nicht mehr gut drauf. Die Wirbeleien und bleihaltigen Salven mögen noch in Schuss sein, der Sinn aber, man kann auch sagen: die Seele, wurde ihr genommen. Das Urgestein des amerikanischen Kinos, der Western, war in seiner Hochblüte, in den vierziger und fünfziger Jahren des 20. Jahrhunderts, stärker als alle anderen Genres vom Klima des Existenzialismus geprägt. Längst gilt die Existenz-Philosophie laut Jean Baudrillard als historische Kuriosität – und mit ihr offenbar auch der Western. Der Westerner, der sich nur durch die Summe seiner Handlungen definiert, wurde seiner Existenz beraubt, als die Italo-Version mit den Ritualen der Freiheit ihren ironisch-zynischen Unfug zu treiben begann.

Einer der letzten Western, die den Grundkonflikt von Freiheit und Verantwortlichkeit, vom eigenen Handeln als moralischem Wert noch glaubwürdig darstellten, war der 1960 entstandene «The Magnificent Seven» von John Sturges. Der Film war eine Art Remake des Japan-Klassikers «Die sieben Samurai» (1954) von Akira Kurosawa. Und das war, wie Joe Hembus im «Western-Lexikon» schreibt, «der Beginn des japanischen Zeitalters im Western», die (ästhetische) Lust am Überdrehen. Sergio Leone griff 1964 für «Per un pugno di dollari» auf Kurosawas «Yojimbo» (1961) zu-

rück und spielte mit amoralischen Attitüden, die Schule machten. Sturges bewegte sich noch im Rahmen existenzialistischer Tradition. Es geht um ein mexikanisches Dorf, das immer zur Erntezeit von Banditen um die Frucht seiner Arbeit gebracht wird. Der Plünderer-Boss erkennt nichts Falsches im Handeln gegen die Bauern: «Hätte Gott nicht gewollt, dass sie geschoren werden, so hätte er sie nicht als Schafe erschaffen.» Um den Demütigungen ein Ende zu setzen, bitten die Bauern Gunfighters um Hilfe. Am Ende, wenn der Chef der Gunmen den Boss der Bande erschießt, fragt der verwundert: «Aber warum denn? Ein Mann wie du? Warum?» Er sieht im Revolvermann einen Kollegen, erkennt aber nicht, dass der Unbehauste, indem er den Bauern hilft, Sicherheit in der Moral findet.

Der Film, blendend besetzt mit Yul Brynner, Steve McQueen, Charles Bronson, Horst Buchholz, Robert Vaughn, James Coburn und Brad Dexter, war so erfolgreich, dass drei Sequels folgten, die mit dem Original nur noch den Namen gemeinsam hatten. Selbst der Defa-Film «Spur der Steine» (1966), von der DDR, da zu kritisch, rasch verboten, bezog sich auf die «Glorreichen». Das Remake gilt als nochmaliger Anlauf, das gute alte Genre wieder in den Sattel zu heben. Alle früheren Versuche sind an der Kasse gescheitert. Sich

jetzt die «Glorreichen Sieben» ausgewählt zu haben, ergibt Sinn. Im Mittelpunkt steht kein Einzelgänger, sondern eine Gruppe – Superhelden-Filme wie etwa «Suicide Squad» sind zurzeit in Mode und geniessen hohe Attraktivität. Die «Glorreichen Sieben» spielt mit der Exzentrik und opernhaften Opulenz des Italo-Western; die Anti-Helden (vom Kopfgeldjäger über einen Bogenschützen bis zum Messer-Virtuosen) treten gegen einen noch übleren Brutalinski an. Doch statt wenigstens in dieser Beziehung auf den Klassiker mit seinen ambivalenten Charakteren zu rekurrieren, die ja für die Spannung zwischen den Marodeuren und Bauern sorgen, beschränkt sich Regisseur Antoine Fuqua («Training Day») mit seinem Autorenteam (zu dem interessanterweise «True Detective»-Autor Nic Pizzolatto gehört) auf markiges Helden-Gedöns, Italo-Western-Renommier-Sequenzen und Clint-Eastwood-Posen (lässiges Rumstehen, Lächeln und Zigarillo-Gedrehe). Die Typen, allen voran Denzel Washington mit seinem diabolischen Gunman-Geknarze, plustern sich einfach nur ohne Sinn und Verstand wie Gockel auf.

In Fuquas Version sind die Geknechteten keine Bauern, sondern US-Bürger der Kleinstadt Rose Creek. Der kapitalistische Räuberbaron Bartholomew Bogue (Peter Sarsgaard) beutet die Bewohner aus und lässt alle nieder-



Rache-Mär: Emma Cullen (Haley Bennett).

ballern, die aufmüpfig werden. Die Ausbeuterei muss zeitgemäss bonzenhaft sein, und unter den Glorreichen muss ein Asiate sein, für den asiatischen Markt. Ob's hilft bei der Macker-und-Macho-Glorifizierung, wird sich zeigen. Trotz eines 95-Millionen-Dollar-Budgets, trotz des Autorenteam und trotz wilder Ballereien bleibt die Rache-Mär hohl und synthetisch. Peter Sarsgaard als *bad guy* gibt sich aufgeplustert-böse, bleibt aber mickrig, und Denzel Washington ist nahe an der Karikatur zu Lucky Luke, der seinen Colt schneller als sein Schatten zieht. Alles leere Kraftmeierei und nichts dahinter. ★★☆☆☆



Stetig wechselnd: «The Music of Strangers».

## Weitere Premiere

**The Music of Strangers** — Der umtriebige Cellist Yo-Yo Ma hat sich zum Lebensziel gesetzt, westlich geprägte Musiker mit asiatischen zusammenzubringen, für einen interkulturellen Austausch. Sechzig Solisten aus zwanzig Nationen, in stetig wechselnden Besetzungen, nehmen an den kreativen Konzerten teil. Dokumentarist Morgan Neville hat Yo-Yo Ma und einige der Solisten porträtiert, bewegt sich aber manchmal auch am Rande des Kitschs. Ärgerlich ist, dass nie ein Musikstück zu Ende gespielt wird, so dass man die «Weltmusik» nicht kennenlernen kann. ★★☆☆☆

## Fragen Sie Knorr

Als alter «Harry Potter»-Fan findet man auf einmal in Internet-Foren Beschimpfungen, z.B. Hogwarts sei ein «Überwachungsstaat» und noch anderes Zeug. Auf einmal eine solche Kehrtwende? Ist das ernst zu nehmen? A. C., Solothurn

Ja, warum denn nicht? Die Geschmäcker sind nun mal verschieden, und es gab schon immer Spötter des Fantasy-Kults. Vielleicht sind die Kritiker damals im Bücher- und Film-Hype, diesem kompletten Rummel, einfach nicht bemerkt worden. Vielleicht aber



haben sie sich auch nur privat geäussert und sehen jetzt eine Möglichkeit, ihre Meinungen bemerkbar zu machen. Bashing ist doch im Internet, egal zu welchem Thema, zurzeit in. Schon der deutsche Philosoph Arthur Schopenhauer (1788–1860) sprach von der «Zeitdienerei», also der Unterwerfung unter den herrschenden Zeitgeist, als einer üblen Angelegenheit. Es gibt also keinen Grund, seine Liebe zu «Harry Potter» sich von Kritikern verunsichern zu lassen.

### Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch  
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Jazz

# Jenseits des Ballenbergs

Von Peter Rüedi

Eine der auffälligsten Tendenzen im Schweizer Jazz der letzten Jahrzehnte sind zweifellos die vielen Versuche, eine Nabelschnur zu unterschiedlichsten volksmusikalischen Traditionen herzustellen: eine Suche nach den eigenen *roots* und gleichzeitig eine Verwandlung solcher Traditionen in zeitgenössische Musik ausserhalb der Jodelfest-Orthodoxie. Auch ihr eigenes Festival hat diese Bewegung schon hervorgebracht, das einzigartige «Alpentöne» in Altdorf. Der Luzerner Albin Brun, Jahrgang 1959, ist dabei einer der herausragenden Köpfe, gleichviel, ob mit seinem Alpin-Ensemble (mit Patricia Draeger am Akkordeon, Claudio Strelbel am Bass und Marco Käppeli am Schlagzeug), dem NAH-Quartett/Trio mit dem Geiger Andy Gabriel, Marc Unternährer an der Tuba und Andy Aegerter an den Drums, im Duo mit der Sängerin Isa Wiss oder mit dem brachialen Vokalvirtuosen Bruno Amstad oder eben *alone together* mit Patricia Draeger, seiner Partnerin in vielen seiner weltweiten Projekte. Jüngstes Beispiel ist das Album «Glisch d'Atun», was auf Rätoromanisch so viel heisst wie «Herbstlicht», und poetisch wie der Titel ist die ganze CD, sechs glanzvoll rauschende Dialoge von Draegers Akkordeon (respektive Akkordina) mit Bruns Schwyzerörgeli, ganz jenseits des *bluemeten Trögli* und musikalischen Ballenbergs. Die beiden vermeiden subtil jeden pleonastischen Effekt. Den in jedem zweiten Projekt der neuen Volksmusik obligatorischen «Simmeli-berg» inszenieren sie als Tango, wie überhaupt namentlich Brun ein grosser Meister darin ist, Nähe und Intimität um eine Nuance abzukühlen, Heimat so in die Distanz zu rücken, dass sie nicht «tümlich» wird. So ist das Projekt «Kazalpin», ein Joint Venture zwischen dem Alpin-Ensemble und weissrussischen Sängerinnen, das notwendige und logische Gegenstück zu Bruns NAH-Quartett, und auch im Duo mit Draeger entsteht eine ungemein innige, aber niesentimentale Musik, auch in den vier Titeln, in denen Brun zum Sopransax und einmal sogar, in einem Lamento auf seine gestorbene Mutter, zur armenischen Oboe Duduk greift, dem melancholischen Blasinstrument schlechthin. Herzergreifend.



Albin Brun & Patricia Draeger:  
Glisch d'Atun. Narrenschiff NAR  
2016117

# Glücklich in Oklahoma

Amerikanisch-schweizerische Hochzeit; Novum am Opernhaus; Roman Burgers Flirt im «Sprüngli». Von Hildegard Schwaninger



Feinste Gesellschaft: Liebespaar Bodmer-Atkinson.

**H**ochzeit in feinsten Gesellschaft. **Henry Bodmer**, der Enkel von **Margot Bodmer** und dem verstorbenen Clan-Chef **Henry Bodmer**, Sohn von **Annina Müller-Bodmer** und **George Müller** (Cosatravel), hat geheiratet. Am 17. September in Tulsa, Oklahoma. Die Braut ist **Annie Atkinson**, Enkelin des ehemaligen US-Senators **Dewey Bartlett**. Die Braut ist Beauty-Unternehmerin und -Autorin ([www.shesintheglow.com](http://www.shesintheglow.com)). Eine grosse Gesellschaft aus Zürich reiste zur Hochzeit, die im Philbrook Museum in Tulsa vom presbyterianischen Reverend **James D. Miller** zelebriert wurde. Brautjungfern waren die Schwestern des Bräutigams, **Martina** und **Nina Müller**, unter den *groomsmen* waren sein Cousin **Constantin Schenker** und **David Wille** (aus der Generals-Verwandtschaft). Zeremonienmeis-



Saisonöffnung im Zürcher Opernhaus.

ter (*honor attendant*) war der beste Freund des Bräutigams, **Philipp Albers**, Sohn von **Sophie** und **Franz Albers-Schönberg**, ehemaliger NZZ-Verwaltungsrat. Unter den Gästen auch **Walter Frey** (Emil Frey AG) und **Barbara Frey**.

Die Braut, deren Vater im Ölbusiness tätig ist, trug ein Kleid von **Monique Lhuillier**. Die Hochzeitsreise geht nach Patagonien, Chile. Das junge Paar wird in New York City leben, wo Henry Bodmer (arbeitet bei Starr Investment Holdings) studiert hat. In New York haben sie sich 2013 kennengelernt. Die prominente Heirat fand sogar Erwähnung (mit Foto) in der *New York Times*.

**D**ie Saisonöffnung im Opernhaus Zürich unter dem Motto «Offen», die **Andreas Homoki** zu seinem Einstand als Intendant erfand und die nun zum fünften Mal stattfand, war ein Hit. Erstmals wurde ein Chor von Hobbysängern formiert, der sich – Stichwort: «All together» – auf der Bühne präsentieren durfte. Die Idee stammt von **Sabine Turner**, Direktorin Marketing Opernhaus, die selber vom Erfolg überwältigt war. Sie hatte gehofft, dass sich hundert Leute melden würden; es bewarben sich innerhalb von 24 Stunden 600.400 Gesangsfreunde und -freundinnen wurden ausgewählt. Eine Woche lang durften sie mit den Chordirektoren **Jürg Hämmerli** und **Ernst Raffelsberger** proben: «Carmen», «Die

Fledermaus», den Zigeunerchor aus «Il Trovatore», den Gefangenenchor aus «Nabucco»; die Mächtegern-Netrebkos und -tenöre/-baritone sangen aus voller Brust, der Applaus – bei Full House – war riesig. Der kaufmännische Direktor **Christian Berner** dankte mit Standing Ovationen. Die Choristen waren sich einig: Singen macht glücklich. Danke, Sabine Turner!

**Y**o-am-Ho» heisst ein Yoga-Studio am Hottingerplatz, das am 16. September eröffnet wurde. Gründer und Boss ist **Jakob Keel**, dem auch das Haus gehört. Der neue Yogameister ist der Bruder von Diogenes-Verleger **Philipp Keel** und der Cousin von Bundesrätin **Simonetta Sommaruga** (Keels Vater **Daniel Keel** und die Mutter von Sommaruga waren Geschwister). Die Räume, wo jetzt geturnt und achtsam geatmet wird, bildeten jahrzehntelang das Atelier von **Anna Keel**, der Malerin und Mutter von Jakob Keel. Die schöne Anna ruht seit 2010 auf dem Friedhof Fluntern.

**W**olf Haas, der österreichische Krimiautor, ist der zweite Träger des Jonathan-Swift-Preises, der am 20. November in Zürich verliehen wird. Wolf Haas stammt aus Maria Alm am Steinernen Meer und lebt heute in Wien. Er erhielt unter anderem den Deutschen Krimi-Preis und den Wilhelm-Raabe-Literaturpreis. In Zürich hat Haas viele Fans. Regierungsrat **Mario Fehr** ist einer von ihnen; Haas-Lesungen im



Publikumsrenner: Schriftsteller Haas.

«Kaufleuten» oder Miller's Studio sind Publikumsrenner. Gestiftet wird der mit 20 000 Franken dotierte Preis von der Werner-Dessauer-Stiftung; der Stifter war ein Freund von Humor und Satire. Erste Preisträgerin war **Eva Menasse**.

**W**enig Schamgefühl zeigte der ehemalige Zürcher Unia-Chef **Roman Burger** am Tag, als er im *Blick* als «Unia-Grüsel» («Sex-SMS ist nur die Spitze des Eisbergs») die Titelseite schmückte. Da sass er im Café «Sprüngli» am Paradeplatz. Mit einer hübschen Asiatin, einen Kopf kleiner als er, mit der er heftig flirtete und die er dauernd abküsste. Die Pointe: An der Kasse bezahlte sie die Rechnung.

## Im Internet

[www.schwangerpost.com](http://www.schwangerpost.com)

# Erste und beste Liebe

Die Primarlehrerin Maristella Amato, 28, und der Bauführer Rino Beretta, 26, haben kürzlich geheiratet. Sie sind seit dreizehn Jahren ein Paar.



Mitten im Herzen: Brautpaar Beretta-Amato.

**Rino:** Maristella hat den ersten Schritt gemacht, dafür bin ich ihr extrem dankbar: Niemals hätte ich mich als 14-jähriger Sekundarschüler getraut, eine zwei Jahre ältere Schülerin anzusprechen. Da wir denselben Schulweg hatten, fuhren wir täglich zusammen mit dem Velo zur Schule. Wir genossen die Zeit immer in vollen Zügen und vergassen alles um uns herum. Es war bestimmt nicht immer einfach, und der Altersunterschied von zwei Jahren machte sich vielleicht manchmal auch etwas bemerkbar, aber wir hielten immer zusammen.

**Maristella:** Ich verliebte mich in seine lässig-coole und auch liebenswürdige Art. Dreizehn Jahre später liebe ich ihn noch mehr, weil ich ihn in all diesen Jahren noch besser kennengelernt habe. So schafft er es, mich in alltäglichen Situationen zum Lachen zu bringen. Er ist ein guter Zuhörer und ein guter Ratgeber. Ich finde es wunderschön und überhaupt nicht selbstverständlich, dass er mir immer wieder zeigt, wie viel ich ihm bedeute. Rino bringt die nötige Ruhe und Gelassenheit in unsere Beziehung. Er ist für mich einfach der perfekte Mann.

**Rino:** Mir gefiel von Anfang an einfach alles an ihr. Sie war und ist auch heute noch wunderschön. Mit ihr kann ich über alles sprechen, sie ist nicht nur meine Frau, sondern auch meine

beste Freundin. Mir gefällt an ihr, dass sie immer ehrlich ist und dass wir Entscheidungen stets gemeinsam besprechen und treffen. Egal, wie anstrengend mein Tag war, sie findet immer die richtigen Worte, um mich wieder aufzumuntern. Man sagt ja, dass kein Mensch perfekt sei, aber in meinen Augen ist sie es: Ich möchte nichts an ihr ändern.

**Maristella:** Wir gingen völlig unvoreingenommen in diese Beziehung. Ich hatte keine grossen Erwartungen, liess alles auf mich zukommen und genoss einfach die Zeit mit ihm. Bei uns stellte sich dann eher die Frage, was es braucht, damit unsere Beziehung hält. Es tönt wie eine Floskel, aber das Wichtigste in einer glücklichen Beziehung sind Vertrauen und Ehrlichkeit. Auch ich wurde manchmal auf die Probe gestellt, auch wir hatten unsere Krisen und das dumme Gefühl, dass da draussen noch etwas Besseres auf uns wartet. Aber nach all den Jahren und den Fehlern, die wir gemeinsam machten, kann ich sagen, dass ich meine grosse Liebe gefunden habe.

**Rino:** Als ich meine Grosseltern einst fragte, wie sie es geschafft haben, nach so langer Zeit noch glücklich verheiratet zu sein, antworteten sie: «Wir kommen aus einer Zeit, in der man kaputte Dinge noch repariert hat, anstatt sie wegzuworfen.» Ich glaube, das ist das Geheimnis einer langen und glücklichen Beziehung, die Maristella und ich uns auch wünschen.

**Maristella:** Im Hotel angekommen, erwartete mich ein romantisch eingerichtetes Zimmer. Am Boden lagen Rosenblüten, Kerzenlichter erhellten den Raum, und ein grosses Herz aus kleinen Schokoladenherzen lag auf dem Bett. Mitten im Herzen lag der Verlobungsring. Überglücklich feierten wir an diesem Abend nicht nur unser Zwölf-Jahr-Jubiläum, sondern auch unsere baldige Heirat.

**Rino:** Unsere Hochzeit war aus unserer Sicht perfekt. Wir genossen den Tag und waren froh, dass so weit alles nach unseren Vorstellungen klappte. Für mich war der schönste Moment in der Kirche, als Maristella ein Lied für mich sang. Dieser Moment war für mich sehr emotional und wird mir für immer in Erinnerung bleiben.

www.stretch.ch  
Protokoll: Franziska K. Müller

# Bierernst

Von Andreas Thiel — Germany's Next Jihadist.

**Moderator:** Willkommen bei «Germany's Next Jihadist» auf Wiesen-TV direkt aus München vom Oktoberfest! Und hier sind unsere Kandidaten. Der erste heisst Wurschtsepl und ist bereit für seinen Anschlag.



Herr Wurschtsepl, willkommen am Oktoberfest! Was für einen Anschlag planen Sie?

**Wurschtsepl:** Ich habe mir gedacht, ich rufe «Allahu Akbar!», und dann esse ich so viel Weisswurst, bis ich platze.

**Moderator:** Na, dann legen Sie mal los.

**Wurschtsepl:** Allahu Akbar! Einmal Weisswurst, bitte.

**Moderator:** Der nächste Kandidat ist der Feuerwehrkorporal auf Pikett Pfeidl. Was planen Sie?

**Pfeidl:** Ich plane einen Anschlag.

**Moderator:** Einen Brandanschlag?

**Pfeidl:** Nein, einen Löschanschlag.

**Moderator:** Womit?

**Pfeidl:** Mit Bier.

**Moderator:** Das habe ich mir fast gedacht.

**Pfeidl:** Und dann lasse ich mich von der Leiter auf einen Ungläubigen fallen.

**Moderator:** Auf einen Juden oder einen Christen?

**Pfeidl:** Auf einen Vegetarier.

**Moderator:** Das wollen wir sehen! Dann mal Prost. Und hier ist die Mimi vom Ochsenwirt.

**Mimi:** Ich wart' noch darauf, dass der erste Ausländer ein kleines Bier bestellt.

**Moderator:** Und dann?

**Mimi:** Dann gnade ihm Gott... äh Allah!

**Moderator:** Mit Mimi ist nicht zu spassen. Und jetzt kommt ein Jihadist der oberen Gewichtsklasse. Es ist der Metzgermeister Bröslmayer. Er hat es auf Asylanten abgesehen. Herr Bröslmayer, was haben Sie mit den Asylanten vor?

**Bröslmayer:** Ich sauf' die jetzt alle unter den Tisch.

**Moderator:** Wir Bayern sind doch die gemütlichsten Terroristen! Kommen Sie nach München ans Oktoberfest! Wir planen einen Anschlag auf Ihren Durst. Diese Sendung wurde ermöglicht durch das Bayerische Staatsministerium für Fremdenverkehr und Terrorismus... äh Tourismus.

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

## Nobles aus Franciacorta

Von Peter Ruedi



Ich weiss, ich bringe mich in den Verdacht, partout originell sein zu wollen – aber ich bin nun mal kein grosser Freund von Schaumweinen. Es entgeht mir nicht, dass der Unterschied zwischen einem Dom Ruinart und einem Prosecco so beträchtlich ist wie der ihres Preises. Aber es fällt mir nach wie vor schwer, einen sehr guten von einem anständigen Champagner zu unterscheiden, es sei denn, ich quirle den ganzen Schaum heraus und trinke den so malträtierten Wein wie einen ruhigen Weissen, was ja wohl nicht der Witz der Sache ist. Wie auch immer, Champagner halte ich, offen gestanden, nur bei einer Gelegenheit für unerlässlich: Wenn es gilt, am Morgen nach einer stürmischen Nacht durch Flucht nach vorn den Kopf wieder einigermaßen klarzukriegen. Wobei ich gern einräume, dass beim Umgang mit Wein wie auch sonst jeder nach seiner Façon selig werden möge und es natürlich Schaumweine gibt, die auch mich Banausen an einem heissen Sommernachmittag entzücken. Zum Beispiel die Weine aus der lombardischen Franciacorta, der Gegend zwischen dem Süden des Lago d’Iseo und Brescia, wo im Gefolge des Pioniers Berlucchi seit den Siebzigern des letzten Jahrhunderts immer mehr und immer bessere Schäumer produziert werden. Ein Haus im oberen Segment ist Il Mosnel, was im lokalen Dialekt nichts anderes bedeutet als «steiniges Gelände». Was man den Weinen, die heute Giulio und Lucia Barzanò auf den rund 40 Hektaren ziehen, nach dem ersten übersprudelnden Feuerwerk mit ihrer feinen Mineralität auch anmerkt: Chardonnay, Pinot blanc und Pinot noir sind die Trauben, beim hier zu empfehlenden Franciacorta Parosé, einem Rosé «pas dosé», ist eine selbst mich betörende Aromatik. Sehr sauber, ausschliesslich in der Flasche vergoren (nicht im Tank!), voller Körper, viel Wein hinter dem schäumenden Spektakel. Auch ohne Kater ein Vergnügen!

Mosnel Franciacorta Parosé 2010. Ullrich, Münchenstein. Fr. 39.–. [www.ullrich.ch](http://www.ullrich.ch)

## Lunch für Gewinner (III)

Lauschig, fröhlich, würzig: Ein Mittagessen bei Rico Zandonella ist immer leicht extravagant. Von David Schnapp



Avantgardistische Wendung: Mittagsmenu, Gastgeber Zandonella.

In unserer dreiteiligen Serie über grossartige Mittagessen in der Wirtschaftsmetropole Zürich verlassen wir heute die Stadt und fahren einige Minuten dem See entlang. In Küsnacht hat der 54-jährige vielsprachige Tessiner Rico Zandonella das Kunststück geschafft: Er hat dem Haus, welches sein langjähriger Chef und Ausbilder Horst Petermann – zusammen mit dessen Frau Iris – zu einer der ersten Adressen im Land aufgebaut hatte, eine neue Richtung gegeben.

Die Inneneinrichtung ist extravagant, die schwarzgekleideten sympathischen Serviceleute tragen Turnschuhe von Louboutin mit auffallenden farbigen Nieten, und statt gesalzener und/oder ungesalzener Butter serviert die Küche zur Brotauswahl zwei quietschbunte Aufstriche aus Avocado und Rande. Zandonella gelingt ein weiteres Kunststück: Er variiert seine auf einer klassischen französischen Basis aufbauende Küche durch die Zugabe von orientalischen Aromen, mediterraner Leichtigkeit oder überraschenden Eingriffen, die auf den ersten Blick gewagt erscheinen und vielleicht auch nicht immer gleich gut gelingen – eine kulinarische Extravaganz, die Zandonellas Charakter gut widerspiegelt.

### Campari zum Kalb

Zum Hauptgang etwa gibt es im lauschigen Garten hinter dem Restaurant ein natur-

gemäss zunächst wenig aufregendes Stück Kalbsfilet, das aber mit einem Stück knusprig ausgebackenem Bries ein Kontrastelement in Textur und Geschmack gegenübergestellt bekommt. Neben dem klassischen, tiefen Jus findet sich noch eine helle Kapernsauce, deren gutdosierte Säure und Bitterkeit schliesslich vom alles entscheidenden Element auf dem Teller aufgenommen werden: Mit einem Campari-Gel kann man den einzelnen Teilen auf dem Teller eine ganz neue, kräutrig-bittere Richtung geben, was dem Gericht eine avantgardistische Wendung verleiht.

Zandonella hat etwas zu feiern in diesem Jahr. Mit vierzehn hat er bei Petermann seine Lehre begonnen. Seit vierzig Jahren ist das Kochen Beruf und Leidenschaft und manchmal auch Leiden, wenn wie vor einiger Zeit die Umsätze einbrechen, weil eine Baustelle vor der Tür während Monaten die Gäste vertreibt. In all der Zeit hat der sportliche Tessiner seinen Humor ebenso wenig verloren wie seine Bodenhaftung. Er weiss, was die Miniküche im «Rico's» hergibt und was nicht. Diese Mischung aus Realitätssinn und farbenfrohem Charakter macht den Koch, das Restaurant und das besondere (Mittag-)Essen aus.

Rico's, Seestrasse 160, 8700 Küsnacht, Telefon 044 910 07 15, sonntags und montags geschlossen. Ausführliche Besprechung des Menüs auf: [www.dasfilet.ch](http://www.dasfilet.ch)





Auto

## Vorsicht: schnell

Der Ferrari 488 GTB ist ein Supersportwagen, der sich im Alltag erstaunlich gut bewährt. *Von David Schnapp*

**W**itze über italienische Technik und ihre legendäre Unverlässlichkeit gehen jedem, der mit Autos zu tun hat, locker über die Lippen. Wer Platz nimmt im neuen Ferrari 488 GTB, mit dem wir im vergangenen Jahr schon erste Ausfahrten unternommen haben (*Weltwoche* Nr. 23 und 43/15), staunt zuerst über die solide Technik: Zwei Displays, eines für die Fahrzeugdaten, eines für Navigation und Unterhaltung, leicht verständliche Bedienele-

mente und eine wohltuende Übersichtlichkeit zeichnen das expressionistisch geformte Cockpit des neuen Turbo-Supersportwagens aus.

Kein Hersteller versteht es zudem so geschickt, die Erfahrungen und Leistungen aus dem Rennsport so gefühlsecht in ein strassentaugliches Hochleistungsgefährt zu übertragen wie derjenige aus Maranello. Allein das Lenkrad, an dem alle wichtigen Funktionen auf grossen Tasten und Schaltern nur eine Fingerlänge entfernt sind, ist nicht nur ein Wunder der Ergonomie, sondern auch ein schönes Zitat aus dem Cockpit eines Formel-1-Wagens. Dazu die dekonstruierte, oben und unten abgeflachte Form, Carbon und Leuchtdioden, die anzeigen, wann es Zeit ist, einen Gang höher zu schalten.

Ein Druck auf den roten Startknopf, und der 488 GTB donnert mit einer dröhnenden, basslastigen Fanfare los. Ich mache mich vermutlich unbeliebt bei den Kulturpessimisten unter den Autofreunden, die ihre liebe Mühe mit Turbomotoren haben, nicht zuletzt wegen deren Klang. Mir ist allerdings der Sound des 488

sehr viel lieber als der seines Vorgängers: Der Ferrari 458 Italia mit V8-Saugmotor klang bisweilen etwas pubertär. Der 488 GTB hingegen ist – je nach Einstellung («Wet», «Sport» oder «Race») – unterschiedlich laut, aber immer dominant und erwachsen.

### Explosive Kraft

Ich fuhr den Ferrari wie jedes andere Auto: Von Zürich nach Aarau, von Aarau nach Leutwil, wieder nach Zürich, von Schlieren nach Uetikon, den Wald hinauf durch ein paar schöne, scharfe Kurven, wieder hinunter nach Albisrieden, übers Land – man muss keine Raserexzesse auf der deutschen Autobahn veranstalten, um sich mit einem potenten Sportwagen zu vergnügen. Der 488 GTB ist erstaunlich alltagstauglich. Eine weitere Taste am Lenkrad stellt die Dämpfer auf «gutmütig»: Unebene Strassen werden sofort erträglich.

Aber, um das doch noch festzuhalten: Die Leistungsentfaltung des doppelt aufgeladenen Mittelmotors ist atemberaubend, Turboloch war gestern. Und obwohl das maximale Drehmoment im Vergleich zum 458 Italia um 220 Nm angestiegen ist, wirkt all die Kraft an der Hinterachse explosiv, aber gut beherrschbar. Bei aller Alltagstauglichkeit muss man allerdings den Tacho im Auge behalten, denn es geht unglaublich schnell, bis man viel zu schnell unterwegs ist.

### Ferrari 488 GTB

670 PS / 492 kW, Hubraum: 3902 ccm

Höchstgeschwindigkeit: 330 km/h

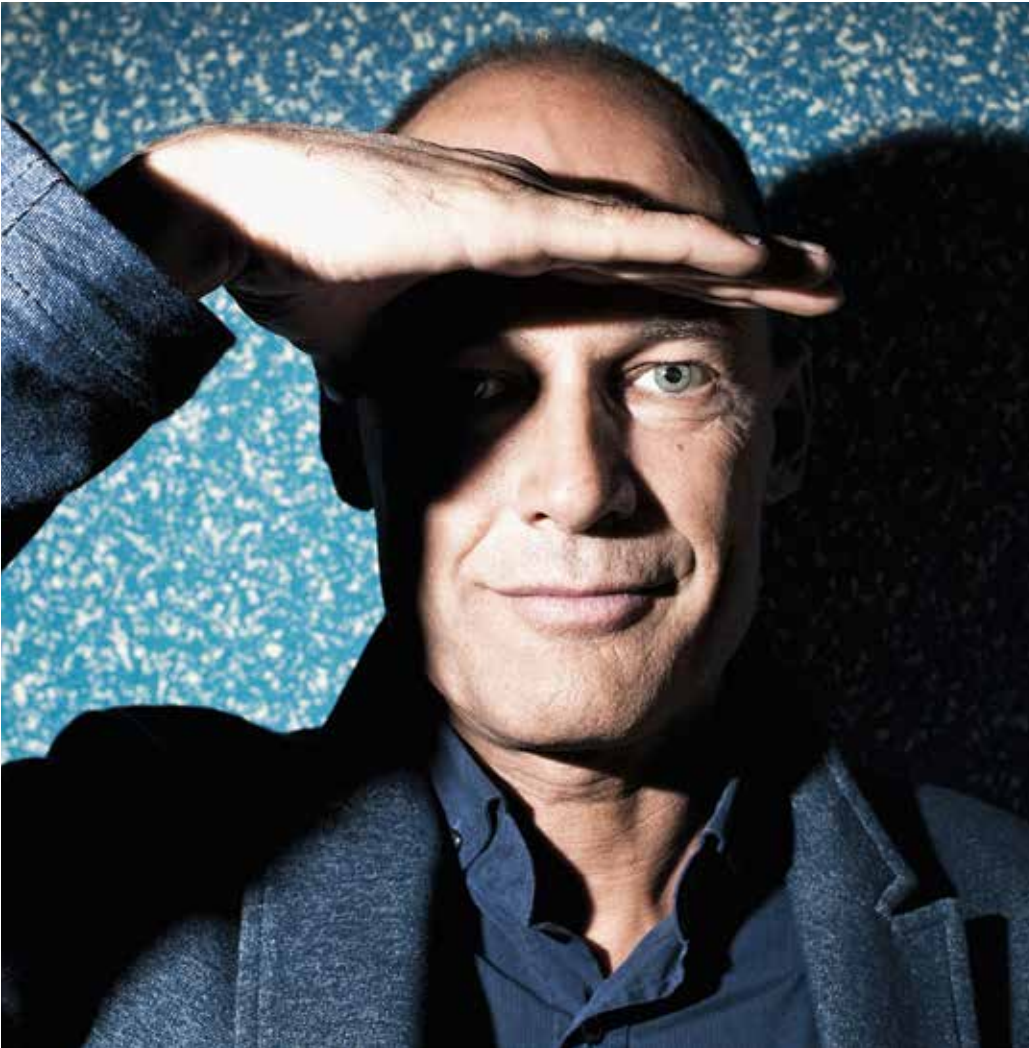
Preis:

Fr. 257 300.–

Testwagen:

Fr. 349 070.–





«Nicht mehr ökologisch»: Psychiater, Hypnotiseur und Forscher Piccard, 58.

MvH trifft

## Bertrand Piccard

Von Mark van Huisseling — Grosse Antworten auf grosse Fragen von einem grossen Schweizer.

Sie sagen, Sie seien nicht Abenteurer, sondern Forscher ...» – «Erforscher.» – «Was erforschen Sie zurzeit?» – «Eine andere Art und Weise, zu denken und zu agieren. Die Welt von heute ist eine Gefangene von alten Technologien. Wir brauchen mehr Pioniergeist. Nicht nur, was die Umwelt angeht, sondern auch in der Wirtschaft und der Politik.» – «Ist es für Sie machbar, sich nach einer Forschungsmission wieder den ganzen Tag mit solchen Fragen zu befassen?» (Dieses Frühjahr umrundete er, abwechselnd mit einem Partner, als Erster die Erde in einem nur von Solarenergie angetriebenen Flugzeug.) – «Ja, weil für mich ist das tägliche Leben das Abenteuer. Natürlich, ich falle manchmal auf mit Rekorden wie der «Breitling Orbiter 3»-Fahrt [erste Umrundung der Erde in einem Ballon, fand 1999 statt] oder jetzt mit «Solar Impulse». Aber es geht immer darum, einen solchen Erfolg für die Erreichung eines sinnvollen Ziels zu nut-

zen. Mein Ziel ist nicht, Weltrekorde zu brechen; mein Ziel ist, gehört zu werden. Kritiker sagen, «Solar Impulse» habe nichts gebracht, weil ich technologisch nichts ändern konnte. Aber ich will gar nicht die Technologie ändern, ich will die Geisteshaltung der Leute ändern.»

«Bertrand Piccard, 58, ist ein Schweizer Psychiater, Wissenschaftler und Abenteurer», steht bei Wikipedia. Sein Grossvater Auguste Piccard fuhr 1932 mit einem Ballon in die Stratosphäre (16 940 Meter über Meer); sein Vater Jacques Piccard stellte mit einem Unterwasserboot den Rekord im Tiefseetauchen auf (10 916 Meter unter dem Meeresspiegel). Bertrand Piccard, der früh mit Deltafliegen und dem Fliegen von Ultraleichtflugzeugen begann und Europameister im Kunstflug war, sagt, mehr als die Jagd nach Abenteuer und Rekorden interessiere ihn das menschliche Verhalten, vor allem in aussergewöhnlichen Lagen. Als Psychiater hat er sich auf Behandlungen unter Hypnose sowie Hypnose-

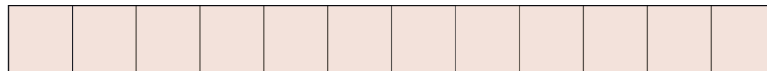
ausbildungen spezialisiert. Dieses Gespräch fand statt am Rande eines Vortrags für Mitglieder und Gäste des Efficiency Club in Zürich. Er ist verheiratet, hat drei Kinder und lebt sowie arbeitet in der Nähe von Lausanne.

«In Ihrem Buch «Die richtige Flughöhe: Wie wir Ballast abwerfen und ein besseres Leben führen können» schreiben Sie, dass «das Leben passiert» und über die «Winde des Lebens» und deren Auswirkungen. Das tönt mutlos und schwarzseherisch, dabei zeigen Sie doch mit Ihren Missionen, was alles möglich ist.» – «Was ich schreibe: Das Leben ist, wie es ist, solange man die Flughöhe hält, solange man also das Denken nicht ändert. Aber sobald man Ballast abwirft, das heisst, Gewissheiten und Gegebenheiten in Frage stellt, kann man die Flughöhe ändern und mit anderen Winden in eine andere Richtung fahren. Solange wir auf der gleichen Höhe bleiben, sind wir Gefangene des Lebens. Aber wir haben die Freiheit, die richtige Flughöhe zu finden. Das ist das Gleiche, was den Umweltschutz angeht: Die Leute wollen einen hohen Lebensstandard, ein reiches, bequemes und mobiles Leben. Dagegen können wir nicht ankämpfen. Eine andere Flughöhe zu wählen, heisst, saubere Technologien einzusetzen, die es erlauben, den Lebensstandard zu halten, dabei aber weniger CO<sub>2</sub> ausstossen und die Umwelt weniger verschmutzen. Saubere Technologien stellen einen neuen Markt für die Industrie dar, und das bedeutet neue Arbeitsplätze und neue Möglichkeiten, Gewinne zu erzielen.» – «Sie sagen, wir ändern unser Verhalten nicht, um der Natur und somit uns etwas Gutes zu tun. Sondern erst dann, wenn es nicht mit zusätzlichem Aufwand verbunden ist. Kommt Ihr eher negatives Bild von der menschlichen Rasse aus Ihrer Psychiater-Erfahrung?» – «Es ist das Ergebnis meiner Beobachtung des menschlichen Verhaltens: Es braucht entweder eine grosse Krise, oder es muss mit persönlichen Vorteilen verbunden sein, damit der Mensch sein Verhalten ändert. Ich werte nicht, ob dieses Verhalten positiv oder negativ ist, es ist die Realität – oder lassen Sie heute Ihr Auto in der Garage, um das Wegschmelzen der Eiskecke des Südpols in fünfzig Jahren vielleicht zu verhindern?» – «Ihr Lösungsansatz?» – «Das Aufzeigen persönlicher Vorteile: Wer etwa sein Haus richtig isoliert, spart bis zu achtzig Prozent der Kosten für Heizung und Warmwasseraufbereitung. Das ist ein Vorteil. Und dabei kommt uns entgegen, dass man heute keine Zinsen mehr bekommt. Geld auf der Bank bringt nichts, jede Rendite von mehr als null Prozent ist ein echter Profit. Darum ist jetzt der Moment, in saubere Technologien zu investieren. Nicht für die Umwelt, sondern für uns. Ich sage immer: Man muss gar nicht mehr ökologisch denken, nur noch logisch.»

Sein liebstes Restaurant: «Das Cockpit des «Solar Impulse»-Flugzeugs, wenn ich in den Sonnenaufgang fliege – und meine Nestlé-Spezialnahrung zu mir nehme.»



|    |    |    |    |    |    |   |    |    |    |    |    |   |    |   |
|----|----|----|----|----|----|---|----|----|----|----|----|---|----|---|
| 1  |    | 2  |    | 3  |    | 4 | 5  |    |    | 6  | 7  | 8 |    | 9 |
|    |    |    |    |    | 10 |   | 11 |    |    |    |    |   |    |   |
| 12 | 13 |    | 14 |    |    |   |    |    | 15 |    |    |   | 16 |   |
| 17 |    |    |    |    | 18 |   |    |    |    |    |    |   |    |   |
|    | 19 |    |    |    |    |   |    |    |    |    |    |   |    |   |
|    |    |    |    |    | 20 |   |    | 21 | 22 |    |    |   |    |   |
| 23 |    | 24 |    | 25 |    |   |    | 26 |    |    |    |   |    |   |
| 27 |    |    |    |    | 28 |   |    |    |    | 29 | 30 |   |    |   |
| 31 |    |    | 32 |    | 33 |   |    | 34 |    |    |    |   |    |   |
|    |    | 35 |    |    | 36 |   |    | 37 |    |    |    |   |    |   |
| 38 |    |    |    |    |    |   |    | 39 |    |    |    |   |    |   |
|    |    | 40 |    |    |    |   |    | 41 |    |    |    |   |    |   |



**Lösungswort** — Wachsamkeits-Antennen

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 1 Da hat der Teufel seine Hände mit im Spiel - schlicht unerträglich. 6 Sie gehört nicht zu den Inseln unter dem Winde, sondern zu jenen über dem Winde. 10 Amblers Roman-Titel ruft Erinnerungen an den Istanbuler Palast wach. 12 Keine Unterlage für Nager, sie hilft bei der Computer-Arbeit. 15 Sie sind unsichtbar, aber furchtbar, wenn zu laut. 17 In den Pyrenäen: für Bergsteiger inklusive Steigeisen und Eispickel. 18 Das Werken mit Zucker, für die Konfitüre und den Gelee. 19 Gleich mehrere, und dauernd erfrischend. 20 Schönes Wort für ein eher trauriges Gefühl. 23 Man könnte sagen, die nach Österreich verpflanzte Helvetia. 26 Kurz gesagt: Zusammenschluss zur Hilfe für Afrika. 27 Zwar ein beschränkter, aber eben doch ein Berufseignungstest. 28 Einer der Südstaaten mit den meisten Nachbarstaaten. 31 Das zusammengedrehte Tuch kommt in Krimis vor. 34 In biblischen Zeiten zwölf Stämme, heute ein Staat. 35 Nach Wahl Bandnudeln oder Nudelplatten, Hauptsache all'italiana. 37 Anno 857 als Mairania erwähnt - heute heisst die Stadt anders. 38 Ein Grieche sieht sich gerne in der Weise. 39 Welch ein Elch, sinniert der Poet. 40 Spanien: nach González, vor Zapatero. 41 Für Chemiker Aluminiumoxid, für Künstler natürliche Masse.

**Senkrecht** — 1 Anno 1962 berühmt geworden als diese süsse «la Douce». 2 Kinder spielen kaum mit ihm, Jugendliche hingegen schon. 3 Fidel, ja, passt zum 12. Präsidenten der Philippinen. 4 Jenes von Sarajewo hatte fürchterliche Folgen. 5 Hundert Lisente ergeben in Lesotho einen davon. 6 Bündnis: Transatlantisch und militärisch. 7 Man kennt sie in der Literatur wie in der Kunst oder Geschichte. 8 Womit das Rind ziemlich blöd dasteht. 9 Solche Gewässer, und zwar gesehen von einem Engländer. 11 So sind wir dann arbeitslos und gleichwohl sorgenlos. 13 Es meint immer auch vergrössern. 14 Der Lehrling macht sich mit solchem Schreibgerät erkenntlich. 16 Ergibt sich aus ungebraucht, Gewässer und Staat. 21 Womit Souci zum Schloss wird. 22 So aufrichten, dass es ihnen erhoben dann ähnelt. 23 Sie deutet Trennung oder Entzweigung an. 24 Jener Franco mit seinem Anliegen: „Weiterbauen historischer Gebäude“. 25 Bei solchen Männern staunen nicht nur Frauen – sagenhaft! 29 Sie eignen sich speziell für grosse Versammlungen und Feste. 30 Beim Einschub eines v wird's zum englischen Diener. 32 Liebespiel mit Höhenflügen in Wald und Wiesen. 33 Was den Hinterteil betrifft und nach vorne den richtigen Weg weist. 36 Der Wurfspiess lässt buchstäblich auf ein mitteleuropäisches Volk schliessen.

**Lösung zum Denkanstoss Nr. 484**

|   |   |   |   |   |   |   |   |   |   |   |   |   |   |   |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
|   | M | A | S | S | S | T | A | B |   | B | I | R | S |   |
| K | O | L |   | T | A | R | R | A | G | O | N | A |   | O |
| E | N | T | L | E | B | U | C | H |   | A | D | U | L | T |
| R | T | L |   | T | H | E | O | R | E | T | I | K | E | R |
| N |   | A | S | I | A | T |   | A |   | A | E | T | A |   |
| E | M | S | I | G |   | S | A | I | S | O | N |   | Z |   |
| N | O | T | E |   | S | C | E | N | E |   | E | R | I | S |
|   | N |   | S | T | A | H | L |   | H | A | R | I |   | T |
| O | E | F | T | E | R |   | T | O | R | L | I | N | I | E |
| S | T | R | A | P | A | Z | E | N |   | A | N | D | R | I |
| S | E | E |   | I |   | R | A | K | I |   | E | I | N |   |
| A | N | D | A | C | H | T |   | N |   | N | O | N | N | E |

**Waagrecht** — 1 MASSSTAB 8 BIRS (-eck) 11 KOL (steht kurz f. Kolosser) 12 TARRAGONA 14 ENTLEBUCH 15 ADULT 17 RTL 18 THEORETIKER 19 ASIAT (Epikanthus-Falte: doppelte Lidfalte, Merkmal vieler Asiaten) 21 AETA 22 EMSIG 24 SAISON 27 NOTE 28 SCENE (engl. f. Szene, Schauplatz) 29 ERIS 32 STAHL 34 HARI 36 OEFTER 38 TORLINIE 41 STRAPAZEN 42 ANDRI 43 SEE 44 RAKI 45 EIN 46 ANDACHT 47 NONNE

**Senkrecht** — 1 MONT (Ventoux) 2 ALLLAST 3 STETIG 4 SABHA 5 TRUETSCH 6 ARCO (it. Stadt) 7 BAHRAIN 8 BOAT (-eng) 9 INDIANERIN 10 RAUKE (heute meist Rucola genannt) 11 KERNEN 13 OTRA 16 LETZI (-grund, Fussball-/Leichtathletikstadion in ZH) 20 SIESTA 23 MONETEN 25 AELTER 26 SEHR 28 SARA 30 RINDEN 31 STEINE 33 TEPIC (-h) 35 ALAIN (Delon, Filmtitel) 36 OSSA 37 FRED 39 ONAN 40 IRIN

**Lösungswort** — SONNENSEITE



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien



PATEK PHILIPPE  
GENEVE

Beginnen Sie eine  
eigene Tradition.



Eine Patek Philippe gehört einem  
nie ganz allein.

Man erfreut sich ein Leben lang an ihr,  
aber eigentlich bewahrt man  
sie schon für die nächste Generation.



Jahreskalender Chronograph Ref. 5960/1A  
[patek.com](http://patek.com)